35. Jahrgang 22. Mai 1919 Heft 34



Reclams Universum

Illustrierte Wochenschrift

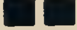
Heftpreis 55 Pfennig. Ⓐ Vierteljährl. 6.50 Mk. und 20 Pf. Bestellgeld.

Beachtenswerte Mitteilungen

Einig in der Bekämpfung des Bolschewismus müssen sich alle die sein, die noch deutsch fühlen und die Liebe zum Vaterland höher stellen als den Parteihader. Der Bolschewismus will die Landwirtschaft gänzlich entkräften, die Industrie vernichten, die Massen durch Not zur Raserei treiben, den völligen Zusammenbruch herbeiführen, um dann durch Raub und Plünderung sich mühelos die Taschen zu füllen. Deutsche, wacht auf! Bekämpft den Bolschewismus! Schließt euch zusammen! Unterstützt die Bestrebungen nach Schaffung einer Deutschwehr, die nur den einen festen Willen kennen soll, die Vergewaltigungsversuche einer herrschsüchtigen Minderheit wirkungslos zu machen und dadurch Ruhe und Ordnung zu schützen. Wer sich den bestehenden Freiwilligen-Verbänden nicht anschließen kann, soll wenigstens die Pflicht, zu geben, nicht von sich weisen. Lest die Bekanntmachung der Freiwilligen Wirtschaftshilfe für den Ost- und Heimatschutz („Osthilfe") E. V. auf der letzten Umschlagseite vorliegenden Heftes.

Wohltätigkeitsmarken für die deutschen Kriegsbeschädigten sind erschienen. Die Zehn- und Fünfzehn-Pfennig-Marken sind mit dem Aufdruck „5 Pfennig für Kriegsbeschädigte" versehen; eine Lösung, die zwar den Vorzug der Einfachheit hat, die aber keine Lösung ergab, die auf Schönheit Anspruch erheben kann. Gleichwohl aber möchten wir die zahlreichen Sammler unter der Universumgemeinde darauf aufmerksam machen, daß diese Marken kurz vor der Außerkurssetzung der Germaniamarken erscheinen werden. Im Interesse der Fürsorge für die Kriegsbeschädigten aber wünschen wir, daß diese deutsche Wohltätigkeitsmarke einen recht lebhaften Absatz finden möchte.

Ein praktischer Back- und Bratuntersatz. Bisher haben die Hausfrauen Ziegelsteine als Untersatz beim Backen und Braten in der Röhre verwandt. Das ist aber jetzt sehr unrentabel, weil die Steine viel Feuerung verbrauchen, bis sie die nötige Hitze haben. Diesen Übelstand vermeidet der von der Firma Paul Neuhäuser, Meißen i. Sa., in den Handel gebrachte Back- und Bratuntersatz, der ein einfaches Gestell darstellt, das nach der Größe der Backröhre verschoben werden kann. Bei Verwendung dieses Untersatzes tritt die Hitze von allen Seiten gleichmäßig an die Back- oder Bratform heran, die Oberhitze wird ausgenützt und der Kuchen oder Braten auf allen Seiten schön gebräunt. Wenn die Universumleserinnen den Untersatz in ihrem Eisenwarengeschäft nicht erhalten, wenden sie sich unter Bezugnahme auf das Universum direkt an die Firma Paul Neuhäuser, Meißen i. Sa., die Bezugsquellen nachweist.



Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum“ zu beziehen.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der vom Bundesrat verfügten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. Eine Rücksendung der Bücher findet nicht statt.

Literatur.

Dichters Werden. Bekenntnisse unserer Schriftsteller. Herausgegeben von Maria Köchling. (Freiburg 1919, Herdersche Verlagshandlung. M. 6.50, geb. M. 8.—.) In dem Sammelwerk „Dichters Werden" legen vierzehn bekannte und beliebte katholische Schriftsteller und Dichter ihre Selbstbiographien nieder. Mit viel Liebe und innerster Freude und einer gewissen Harmlosigkeit sind all die Schilderungen geschrieben.

Kleine deutsche Verslehre. Von Dr. Rudolf Blümel. Deutschkundliche Bücherei. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. Geh. M. 1.—.) Das vorliegende Heft führt, ohne Voraussetzungen an den Leser zu stellen, in die Welt des deutschen Verses ein, nicht in die papierne Buchstabenwelt, sondern in die klingende der lebenden, gesprochenen Verse.

Richard Plattensteiner. Ein Volksdichter. Biographie von Martin Minden. (Verlag Hesse & Becker, Leipzig.) Möchte die treffliche kleine Schrift dazu beitragen, den Dichter weiten Kreisen nahe zu bringen.

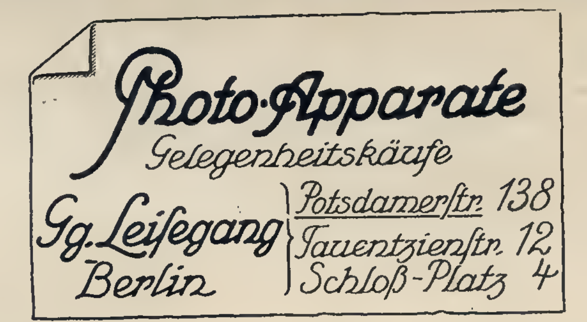
Geschichte.

Vom Wikingerschiff bis zum Handelstauchboot. Deutschlands Seeschiffahrt und Seehandel von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. phil. Bernhard Schmeidler. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. Geb. M. 1.50.) Eine kurze Geschichte von Deutschlands Seeschiffahrt und Seehandel, die zeigt, unter welchen Kämpfen und Opfern Deutschland zur großen Handelsmacht geworden, als die es in den Weltkrieg ging.

Die französische Revolution. Von Prehn-Dewitz. Lieferung 1. Vollständig in 14 Lieferungen mit vielen Bildern, Porträts, Faksimiles und Karten zum Preise von je 0,30 Mark. (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.) Eine Geschichte der Revolutionen, die die revolutionären Ereignisse seit Beginn der großen Französischen Revolution 1789 bis zur neuesten Zeit in historischer Folge behandelt und zunächst in Lieferungen zur Ausgabe gelangt, erscheint bei der Franckh'schen Verlagshandlung in Stuttgart. Wir werden auf das Buch zurückkommen, wenn es vollständig vorliegt.

Die Leistungen der deutschen Flotte im Weltkrieg. Von Dr. Ernst Bischoff. (Verlag Orell Füssli, Zürich. Geh. 4 Mark.) Das Buch, das im Sommer 1918 vollendet wurde und von warmer





Bewunderung für die Taten der ehemaligen deutschen Flotte erfüllt ist, ist zu einem Nachruf geworden für ein Stück einstiger deutscher Größe, deutschen Heldentums.

Gedichte und Novellen, Skizzen.

Brücken der Sehnsucht. Gedichte von Max Roden. (Verlag Ed. Strache, Warnsdorf, Wien, Leipzig.) Das reizend ausgestattete Buch enthält eine Fülle feiner formgewandter Verse. Ein stiller Träumer spricht sich darin aus.

Wanderstrauß. Gedichte und Sinnsprüche. Von Anna Schöler. (Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Geb. 2 Mark.)

Empor. Gedichte von Fritz Tögel. (Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig. Geb. 3 Mark.) Von ehrlichem Kämpfen und Ringen eines Mannes, von Liebe zur Schönheit und zur Arbeit singen diese schlichten, lebhaft empfundenen Lieder.

Jeremias. Sonette von Herwarth Dietrich. (Verlag Bruno Vogler, Leipzig.) In formvollendeten Versen beklagt Dietrich die Not des Krieges und mahnt zum Frieden.

Im hohen Norden. Reiseskizzen aus Schottland, Island, Skandinavien und St. Petersburg. Von Alexander Baumgartner. (Herdersche Verlagsbuchhandlung Freiburg i. B. Geb. 6 Mark.)

Zum Licht. Gedichte von Hermann Fritz Neumann. (C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung [H. Ehlers] Dresden. Geb. 4 Mark.)

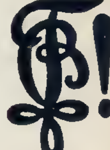
Die Lieder an Jolla. Gedichte von Walter Köhler. (Weckruf Verlag, Weimar. M. 3.—.)

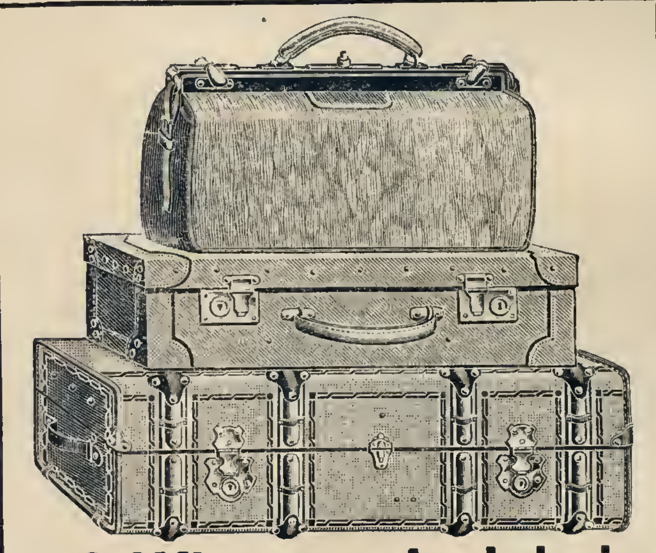
Vom Gastmahl des Lebens. Novellen und Skizzen von Fritz Tögel. (Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig. Geb. 4 Mark.) Kleine feine Geschichten ernsten und frohen Inhalts, in die man sich gerne in einer stillen Stunde vertieft.

Zwischen Gräbern und Sternen. Von Gertrud Bäumer. (Verlag Eugen Diederichs, Jena. Geb. 4 Mark.) Diese kleinen Erlebnisse, die der Alltag dem beobachtenden Blick der Verfasserin in den Jahren 1916 bis 1918 schenkte, zeugen von echter Menschlichkeit und Liebe zum Volke, von einem Idealismus, der uns zur Hoffnung berechtigt, daß aus den Wirren der Zeit doch ein Weg zum Glück führen möge.

Frauenbüchertisch.

Was ist der Frau erlaubt, wenn sie liebt? Von Käthe Sturmfels. (Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart. 2 Mark.) In packender Weise schildert die Verfasserin das Werden der durchschnittlichen Frauen. Der letzte Teil der Schrift ist ein flammender Aufruf an die Frauenwelt, der ihr den Weg zeigen will, wie sie an ihrem Teil tätig helfen kann, das neue Deutschland aufzubauen.






Das Illustrierte Blatt

Reclams
Universum

35. Jahrgang Heft 34 22. Mai 1919

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Wenden!

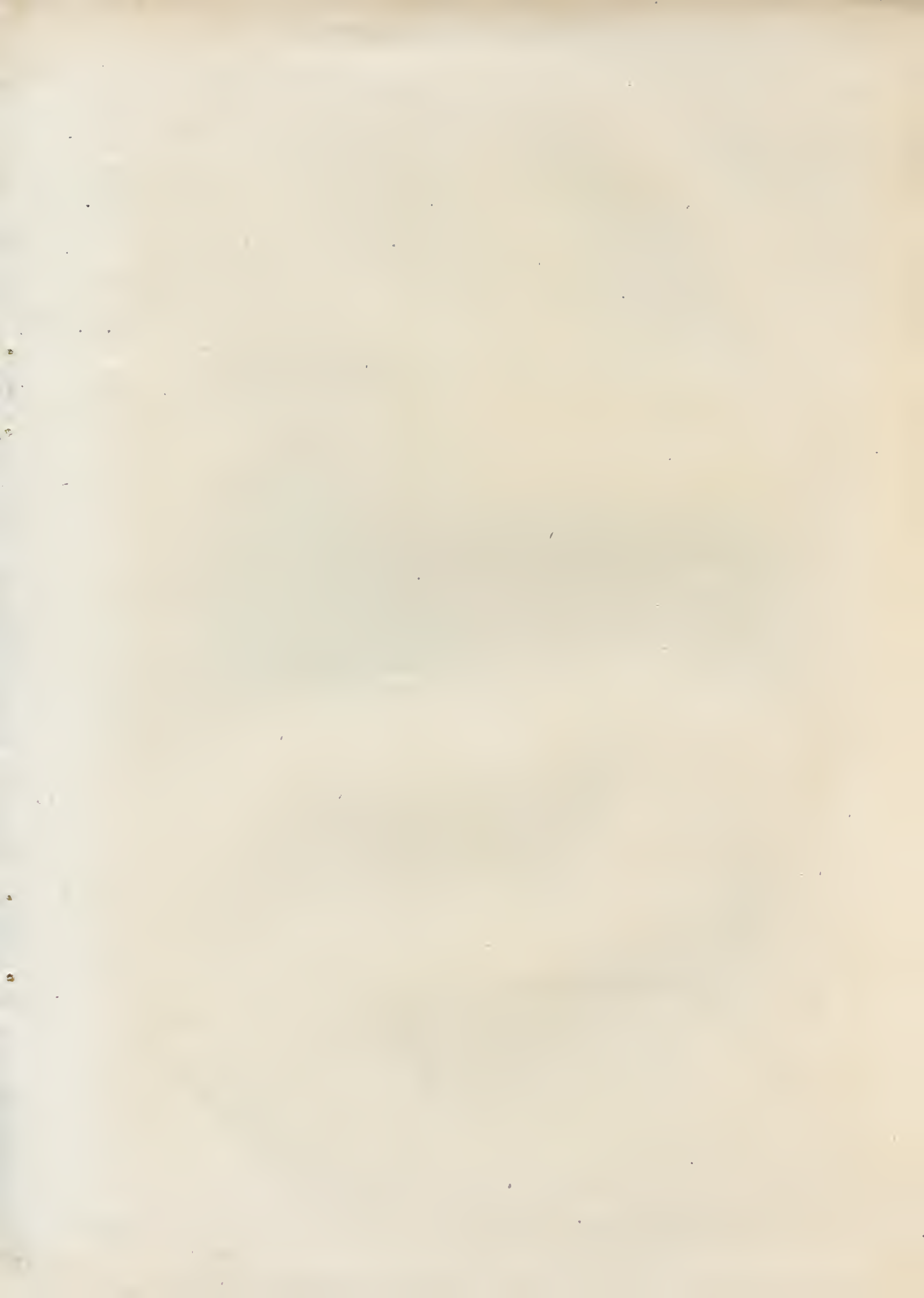
Seite

Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 55 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis beträgt für 13 Hefte z. Zt. 6.50 Mark und 20 Pfennig Buchhändler-Bestellgeld.



Rheinländisches Städtchen. Nach einem Gemälde von **Wilhelm Altheim.**





1648 und 1919.

Von Prof. Dr. Hermann Wätjen, Heidelberg.

In einer tiefempfundenen, aus leidenschaftlich erregtem Herzen kommenden und mit schwerer Sorge um Deutschlands Zukunft erfüllten Schrift „Was bleibt unser Halt?" schreibt Rudolf Eucken: „Kaum je hat ein großes Kulturvolk einen derartigen furchtbaren Schicksalswechsel erlebt, er spricht zu uns mit der niederschmetternden Gewalt einer weltgeschichtlichen Tragödie. Wir Deutsche hatten eine stolze Höhe erklommen, und wir haben eine staunenswerte Kraft an ihre Wahrung gesetzt. Nun aber sind wir tief herabgeschleudert, und es scheint ein jahrhundertlanger Aufstieg des Lebens dauernd abgebrochen zu sein. Die Jahre des Krieges hatten unsäglichen Schmerz den einzelnen gebracht und ihnen härteste Opfer auferlegt, aber alles Leid, das über sie kam, verschwindet vor der übermächtigen Katastrophe, die das Ganze traf." Das einst stolze Deutschland liegt von noch nicht dagewesener Anspannung zerbrochen am Boden, und mit namenloser Pein fühlen wir es an den schmachvollen, bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Waffenstillstandsbedingungen, an der Versklavung unserer Kriegsgefangenen und der Knebelung des ganzen deutschen Volkes, an der französischen, englischen und polnischen Raubgier, daß die Deutschen, wie bei den Wahlen zur Nationalversammlung ein Rufer im Streit es ausdrückte, ein armes, verachtetes Volk, ja der Verfemte in der europäischen Völkerfamilie geworden sind. Und angstvoll fragen wir uns unter der Wucht des Zusammenbruchs, der so vielen immer noch unfaßlich erscheint, angesichts der schlaffen Haltung großer Volkskreise, die fatalistisch alles über sich ergehen lassen, und angesichts der Deutschlands Ernährungs- und Arbeitsmöglichkeiten, ja seine Existenz aufs



Aus dem befreiten München. Zur Befreiung Münchens bildeten sich Freikorps aus allen Schichten der bayrischen Bevölkerung. Neben den Regierungstruppen wurde besonders das Werdenfelser Freikorps, bestehend aus wettergebräunten Bauern und Gebirgsleuten, freudig begrüßt. Sie zogen mit dem Gamsbart und mit den Hirschledernen, mit Blumen geschmückt in die befreite Stadt, in die sie nach langen Tagen der Sorge und der Not wieder die frische Luft der bayrischen Berge trugen.

schwerste bedrohenden Spartacisten- und Kommunistenumtriebe, wird das so tief gedemütigte und den hartherzigen Siegern wehrlos preisgegebene Volk auch dieses Mal wie in vergangenen Zeiten imstande sein, das Haupt wieder zu erheben und sich in rastloser Arbeit noch einmal zu der Machtstellung emporringen, die es vor dem Weltkriege erreicht hatte? Oder ist es auf dem besten Wege, in wüsten inneren Kämpfen zugrunde zu gehen, weil es seinen Halt, sein Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein verloren hat? Wie viele von uns lenken heute unwillkürlich den Blick nach rückwärts und suchen in der Vergangenheit nach Analogien des furchtbaren Schicksalsschlages. Dabei denken sie sofort an 1648 und 1806, um Trost in dem Gedanken zu finden: Es ist uns auch früher schon schlecht genug ergangen, aber aus eigener Kraft und geführt von Männern der Tat sind wir wieder emporgestiegen und haben die Schmach getilgt.



General der Infanterie v. Oven,
der Befreier Münchens von der kommunistischen Diktatur.

Wahrlich, die Geschichte Deutschlands lehrt uns, den Mut nicht sinken zu lassen. Sie lehrt uns aber auch, daß wir arbeiten und wieder arbeiten, sparen und wieder sparen müssen, daß wir unendliche Geduld haben, und daß alle deutschen Stämme wie ein Mann zusammenstehen müssen, soll der Neuaufbau des Reiches gelingen. Darum fort mit der unmännlichen Schlaffheit, fort mit der müden Resignation, und die Hände ans Werk! Fort vor allem mit dem Terror, mit der Schreckensherrschaft fanatischer Elemente, die auf Kosten der Gesamtheit von der Gunst der Stunde profitieren wollen! Nur die Wiederherstellung der auf dem Grundsatz der Ordnung beruhenden staatlichen Autorität kann uns vor dem Chaos bewahren. Die staatliche Autorität ist aber nicht lebensfähig, wenn sie sich nicht auf eine materielle Macht zu stützen vermag, um ihre Beschlüsse durchzusetzen.

Wir stehen vor dem Friedensschluß. So ganz anders wird das Kriegsende aussehen, als leidenschaftliche Patrioten in den Siegesjahren 1914, 15, 16 und 17 sich



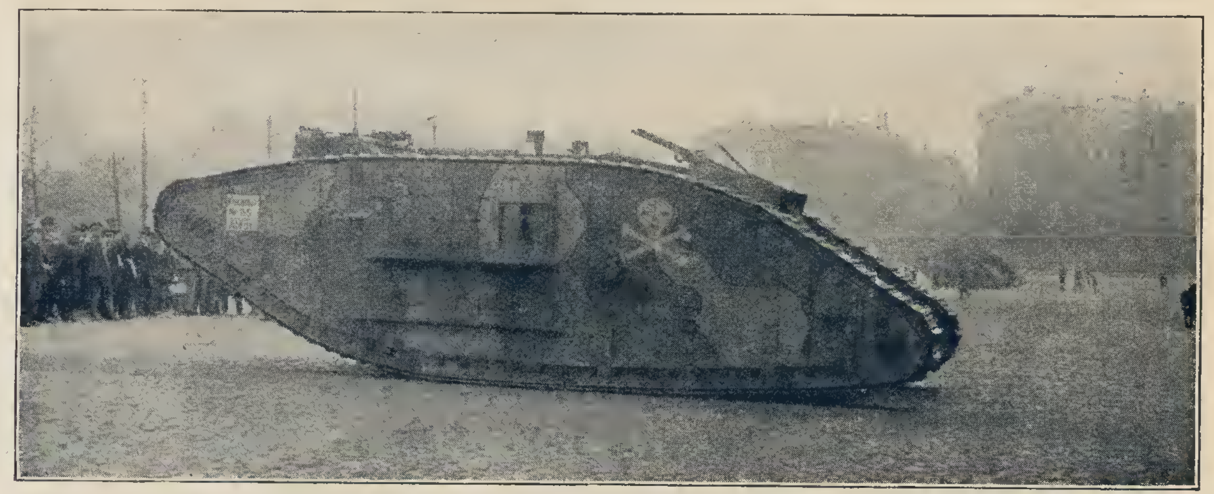
General Maercker mit seinem Stab in seinem Leipziger Hauptquartier. Als am Jubilate-Sonntag Leipzig aus dem Schlaf erwachte, bildete die Stadt ein Heerlager. In der Nacht und Morgenfrühe waren von allen Seiten Regierungstruppen herangeführt worden, deren Transport so vorzüglich organisiert war, daß er selbst den unabhängigen, spartacistischen und kommunistischen Machthabern verborgen blieb. General Maercker (×) machte der Diktatur und der Auflehnung der Leipziger Machthaber gegen die sächsische Landes- und die deutsche Reichsregierung ein Ende, indem er die strengsten Maßnahmen gegen Ungesetzlichkeiten androhte. Wer von den Machthabern nicht sein Heil in der Flucht suchte, wurde verhaftet, und Leipzig fühlt sich von einem Alp befreit, der seit Monaten auf ihm lastete und der teilweise schon zu einer Abwanderung unternehmender Firmen geführt hatte. Die Besetzung, die infolge der Überraschung fast ohne Blutvergießen verlief, wird so lange dauern, bis die Ruhe und Ordnung in der Stadt gewährleistet ist.

Phot. Leipziger Presse-Büro.



Leipzig nach der Besetzung durch die Regierungstruppen: Lagerleben auf dem Augustusplatz vor der Universität. Phot. Leipziger Presse-Büro.

träumen ließen. Und der drohende Frieden wird der deutschen Schmach und dem Zusammenbruch unseres Vaterlandes das Siegel aufdrücken. Wie im Jahre 1648. Eine solche Parallele zu ziehen, hat etwas Erschreckendes. Man schaudert bei dem Gedanken, wieder auf einem Tiefpunkt unserer Entwicklung angelangt zu sein. Als vor 271 Jahren, am 25. Oktober 1648, die Glocken der Menschheit jubelnd verkündeten, daß in die deutschen Lande der Frieden wieder eingezogen sei, gab es viele, die diese Mär nicht glauben wollten. In dem Gefühl der Erlösung von Kriegsnot und Elend vergaß man im ersten Augenblick, was aus dem einst so mächtigen Deutschland geworden war, ein armes, entvölkertes und aus tausend Wunden blutendes Land, das wehrlos fremden Machthabern preisgegeben war und mit zerschossenen Gliedmaßen am Boden lag. In vielen Strecken Mittel- und Süddeutschlands hatte die Furie des Krieges blühende Dörfer in Schutthaufen verwandelt. Wälder und Fluren, Gärten und Weinberge waren verwüstet, und trostlos sah es in den Gegenden aus, wo Kaiserliche, Schweden und Franzosen wiederholt ihre Winterquartiere aufgeschlagen oder die den gegnerischen Armeen als Durchzugsgebiete und Kampfplätze gedient hatten. „Daß mit der wirtschaftlichen die sittliche Verwilderung Hand in Hand ging,“ schreibt Dietrich Schäfer in seiner Deutschen Geschichte, „versteht sich von selbst. Wie hätten die Massen des Volkes und auch Höherstehende treu bleiben sollen in der Erfüllung menschlicher und bürgerlicher Pflichten, während es an den unerläßlichen Vorbedingungen



Leipzig nach der Besetzung durch die Regierungstruppen: Tanks auf dem Fleischerplatz. Auch große und kleine Panzerautomobile, Minenwerfer sowie Artillerie trafen mit den Regierungstruppen in der Stadt der Völkerschlacht ein.

gesitteten Zusammenseins fehlte?“ Auf dem platten Lande traf man Scharen von Bettlern, von herumstrolchenden Soldaten und arbeitsscheuen Bauern, die Hab und Gut verloren hatten und von vorne nicht wieder beginnen wollten. Infolge des Menschenmangels und der Arbeitsunlust fehlte es überall und namentlich in der Landwirtschaft an Arbeitskräften. Die Löhne schnellten zu geradezu phantastischer Höhe hinauf, und dort, wo der Bauer noch auf seiner Scholle saß, ward er zum Sklaven des Grundherrn.

Auch das Bürgertum hatte empfindliche Einbußen an Menschen und Geld erlitten. Im allgemeinen aber waren die durch ihre Mauern und wehrhaften Bürger geschützten Städte vom Kriege weniger heimgesucht worden als das umliegende Land. Und manche Plätze, wie Frankfurt, Köln, Hamburg und Bremen zeigten in der Folgezeit, daß auch die drückendste Not der Bürgerschaft nicht die alte Tatkraft und den Schaffenstrieb hatte rauben können. Doch für immer schien die stolze Machtstellung der deutschen Handelsstädte gebrochen zu sein. Das Meer, auf dem einst die hansischen Kauffahrer die führende Rolle gespielt hatten, wurde von Holländern und Engländern beherrscht, und mit einem bescheidenen Plätzchen mußte sich der deutsche Seemann begnügen. Die wichtigsten Zugänge zur Nord- und Ostsee, die Mündungen seiner großen Ströme hatte Deutschland den Fremden überlassen. Freilich, die Weichsel floß schon lange vor dem Westfälischen Frieden durch polnisches Land und mündete beim polnischen Danzig. Da Vorpommern, die Inseln Rügen, Usedom und Wollin an die Schweden gegeben waren, so hatten sie auch die Odermündung in ihrer Gewalt. Dänemark kontrollierte die Mündung der Elbe, während die Wesermündung als schwedisches Besitztum gelten konnte. Und wie schwer lastete auf Hamburgs und Bremens Handel das Joch des Stader, Glückstädter und Elsfleter Zolls! Ostfriesland und das Flußgebiet der Ems standen in wirtschaftlicher Abhängigkeit vom mächtigen niederländischen Nachbarn. Und der Rhein? Er war ganz und gar das Monopol der Holländer geworden. Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen die deutsche Industrie schnell verfiel, daß sie, um mit Lamprecht zu reden, nur noch von „den Bestellungen des Auslands lebte“, und der deutsche Kaufmann zum „Agenten holländischer und englischer Großhändler“ wurde.

Während Deutschland so ausgeschaltet ward vom Seeverkehr und kolonialer Betätigung, hatten in allen inneren Angelegenheiten die Fremden das Heft vollkommen in der Hand. Von Bremen, Verden oder Vorpommern aus konnten die Schweden, vom Elsaß her die Franzosen jeden Augenblick eingreifen. Und was Frankreich an elsässischem Gebiet noch fehlte, das brachten ihm Ludwigs XIV. berüchtigte Réunionskammern. So war die Sicherheit des Reiches dauernd gefährdet, und den beiden Garantiemächten des Westfälischen Friedens die Möglichkeit gegeben, das Zentrum Europas niederzuhalten und es nach ihrem Willen zu leiten.

In wie vielen Zügen erinnert doch dies trübe Bild an die gegenwärtige Lage unseres Vaterlandes! Zwar ist im Weltkriege dank der übermenschlichen Tapferkeit unserer Feldgrauen der deutsche Boden nicht das Schlachtfeld geworden, aber durch die unheilvolle Auflösung des Heeres, durch die Erpresserpolitik der Entente und den inneren Hexensabbat sind wir heute auf dem Punkte wieder angelangt, wo wir 1648 standen. Mit tiefer Beschämung empfinden wir unsere Ohnmacht gegenüber Alliierten und Polen, mit Abscheu erfüllt alle Ernstdenkenden die würdelose Frivolität und Vergnügungssucht so vieler Kreise, die sich leichtsinnig über die drohenden Zeichen der Zeit hinwegsetzen, und mit schwerster Sorge beobachten wir täglich, wie Spartacus und seine Getreuen den Lauf des abwärtsrollenden Rades beschleunigen helfen. Was soll aus uns werden? Wird unsere Zukunft, wie ein leidenschaftlicher Pamphletist verkündete, „im günstigsten Falle Siechtum auf Jahrzehnte, Blutleere des entkräfteten Körpers und langsames Aufrichten eines Todkranken“ sein? Deutschlands Einheit ist zerrissen. Schon vor Friedensschluß hat man uns Elsaß-Lothringen genommen und Straßburg, die wunderschöne Stadt. Man will uns das Saarrevier rauben, und nach dem linken Rheinufer, nach den Brücken und Brückenköpfen streckt der Feind die gierige Hand aus. Glied um Glied soll wie 1648 vom Reichskörper abgerissen werden, Nordschleswig soll an Dänemark fallen, Oberschlesien, Posen, Westpreußen, das Weichselgebiet und die deutsche Hansestadt Danzig an die Polen, Teile von Ostpreußen an die Litauer, die Memeler Gegend an die Alliierten.

Zur Konkursmasse ist Deutschland geworden! Wie damals im Jahre 1648. Jeder von uns weiß es, weiß aber auch, wie das deutsche Volk nach 1648 langsam den Berg, von dem es abgestürzt war, wieder bestiegen und endlich den Gipfel erreicht hat. Der deutsche Fleiß und die zähe deutsche Schaffenskraft ebneten den Weg, und das Geschick fügte es, daß es dem Großen Kurfürsten gelang, mit nerviger Faust den brandenburgisch-preußischen Staat zusammenzuschweißen, ihm in Heer und Beamtentum die festen Grundmauern zu geben und so ihn fähig zu machen, nach fast zweihundert Jahren, geführt von einem Größeren, seine deutsche Aufgabe zu erfüllen. Noch einmal schleuderte ihn die Katastrophe von 1806 tief herab. Aber er überwand sie, weil die Fundamente hielten. Das bei Jena geschlagene Heer focht fünf Monate später wie ein Löwe an des Reiches Grenze, und in den Zeiten der höchsten Not bewährte sich das Beamtentum.

Ohne diese beiden Stützen geht es auch heute nicht. Zwar ist die eine, das Heer, zerbrochen. Doch aus ihren Trümmern läßt sich eine neue Säule bauen, und wenn Beamtentum, Bürger-, Bauern- und Arbeiterschaft kräftig in die Speichen greifen, auch das stillstehende Rad der Staatsmaschine wieder in Bewegung setzen. Aber Männer müssen es tun, Männer mit eisernen Nerven, eisernem Willen und frei von Parteigeist. Werden sie unserem Volke geschenkt, dann braucht es nicht zu verzagen, so düster die Zukunft auch vor ihm liegen mag.

Zwischen Krieg und Frieden.

Chronik vom 10. bis 17. Mai.

10. Mai. Graf Brockdorff-Rantzau richtete am 9. Mai abends an Clemenceau, den Präsidenten der Friedenskonferenz, zwei Noten, in deren erster mitgeteilt wird, die deutsche Friedensdelegation habe schon bei der ersten Durchsicht erkennen müssen, daß in entscheidenden Punkten der überreichten Friedensbedingungen die vereinbarte Grundlage des Rechtsfriedens verlassen ist; sie war nicht darauf vorbereitet, daß die dem deutschen Volke und der ganzen Menschheit ausdrücklich gegebene Zusage auf diese Weise illusorisch gemacht wird. Der Vertragsentwurf enthalte Forderungen, die für kein Volk erträglich seien. Vieles sei außerdem nach Ansicht der deutschen Sachverständigen unerfüllbar. Die deutsche Friedensdelegation werde den Nachweis im einzelnen erbringen und den alliierten und assoziierten Regierungen ihre Bemerkungen und ihr Material fortlaufend zugehen lassen. In der zweiten Note vom 9. nimmt die deutsche Friedensdelegation Stellung zu der Frage des Völkerbundes, indem sie gleichzeitig ein deutsches Programm überreicht. Die deutsche Delegation macht auf den Widerspruch aufmerksam, der darin liegt, daß Deutschland zwar das Statut des Völkerbundes als einen Bestandteil des überreichten Vertragsentwurfs unterzeichnen soll, sich aber nicht unter den Staaten befindet, die zum Eintritt in den Völkerbund eingeladen sind. Daran wird die Anfrage geknüpft, ob und unter welchen Umständen eine solche Einladung beabsichtigt ist. Zwei weitere deutsche Noten vom 10. Mai betreffen die Heimsendung der deutschen Kriegsgefangenen und das internationale Arbeiterrecht. Die deutsche Friedensdelegation schlägt vor, die kommissarischen Beratungen über Kriegs- und Zivilgefangene bereits jetzt getrennt vom übrigen Fragenkomplex beginnen zu lassen.



Die Sitzung der Deutschen Nationalversammlung im Festraum der Berliner Universität, in der am 12. Mai die Vertreter sämtlicher Parteien mit Ausnahme der Unabhängigen den Gewaltfrieden als „unannehmbar weil unerfüllbar" bezeichneten. Die Sitzung war eine überaus eindrucksvolle Kundgebung; für die Reichsregierung führte der Ministerpräsident Scheidemann (×) unter lebhafter Zustimmung des Hauses unter anderem folgendes aus: „Wir gehören zusammen, wir müssen beieinander bleiben, wir sind ein Fleisch und ein Blut, und wer uns zu trennen versucht, der schneidet mit mörderischem Messer in den lebendigen Leib des deutschen Volkes! Unser Volk am Leben zu erhalten: das und nichts anderes ist unsere Pflicht. Dieser Vertrag ist nach Auffassung der Reichsregierung unannehmbar, so unannehmbar, daß ich heute noch nicht zu glauben vermag, die Erde könne solch ein Buch ertragen, ohne daß aus Millionen und aber Millionen Kehlen, aus allen Ländern ohne Unterschied der Partei der Ruf erschallt: Weg mit diesem Mordplan!... Ich rechte nicht mit den anderen, denen der Käfig noch nicht dicht genug geflochten, noch nicht eng, noch nicht martervoll genug ist, der Käfig, in welchem das „deutsche Tier" gesperrt werden soll. Wir kennen unseren Weg. Über diese Bedingungen darf er nicht führen! Es hieße nicht, an Deutschlands Zukunft zweifeln, sondern diese Zukunft opfern, wenn wir anders denken und fühlen wollten."

Unter Bezugnahme auf die Artikel 55 und 56 der überreichten Vorschläge für die Errichtung eines Völkerbundes wurde der von der deutschen Regierung aufgestellte Entwurf eines Abkommens über internationales Arbeiterrecht übergeben. Die deutsche Delegation hält es für notwendig, zur Beratung und Beschlußfassung über das internationale Arbeiterrecht noch während der Friedensverhandlungen Vertreter der Landesorganisationen der Arbeitergewerkschaften aller vertragschließenden Länder zu einer Konferenz nach Versailles zu berufen. Den Verhandlungen dieser Konferenz würden auch die von den Beschlüssen der internationalen Gewerkschaftskonferenz in Leeds ausgehenden Beschlüsse der internationalen Gewerkschaftskonferenz in Bern zugrunde zu legen sein. Die am 10. abgefaßten Antworten Clemenceaus auf die beiden Noten des Grafen Brockdorff-Rantzau vom 9. umgingen den Kernpunkt der Frage der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund und erklärten es für nicht zulässig, die grundsätzlichen Bedingungen des Friedens in Frage zu stellen, die alliierten und assoziierten Mächte könnten nur Anregungen praktischer Art in Erwägung ziehen, die die deutschen Bevollmächtigten etwa zu unterbreiten haben. — Die laut Friedensvertragsentwurf trotz der in Deutschland herrschenden Not angesonnenen Viehlieferungen geben folgendes barbarische Bild: an die französische Regierung sind zu liefern 500 Zuchthengste von 3 bis 7 Jahren, 30000 Stutenfüllen und Stuten von 18 Monaten bis 7 Jahren von ardennischer, boulonaiser und belgischer Rasse, 2000 Stiere von 18 Monaten bis 3 Jahren, 90000 Milchkühe (!!) von 2 bis 6 Jahren, 1000 Böcke, 100000 Schafe und 10000 Ziegen, an die belgische Regierung 200 Zuchthengste von 3 bis 7 Jahren, 5000 Stuten von 3 bis 7 Jahren, 5000 Stutenfüllen von 18 Monaten bis 3 Jahren, sämtlich schwere belgische Rasse, 2000 Stiere von 18 Monaten bis 3 Jahren, 50000 (!!) Milchkühe von 2 bis 6 Jahren, 40000 Köpfe Jungrind, 200 Böcke, 20000 Schafe und 15000 Mutterschweine. — Anläßlich der Entscheidung der Pariser Friedenskonferenz in der schleswigschen Angelegenheit veröffentlicht die dänische Regierungspresse einen Artikel, wonach diese Entscheidung in Kopenhagen größtes Erstaunen hervorgerufen hat. Die Bestimmung, daß auch in der sogenannten dritten (der südlichsten) Zone Schleswigs, also in rein deutschem Gebiet, gemeindeweise eine Abstimmung abgehalten werden solle, stehe in direktem Gegensatz zum klar eingenommenen Standpunkt des dänischen Reichstags, der dänischen Regierung und des nordschleswigschen Wählervereins. — Nach einem Reutertelegramm aus Peking vom 9. hat China seine Delegierten in Paris beauftragt, einen Frieden, der Japan die deutschen Rechte an Schantung zugesteht, nicht zu unterzeichnen.

11. Mai. In Leipzig marschierten in der Frühe des 11. Regierungstruppen (1. und 2. Landesjäger-Regiment, ein Jäger-Bataillon, das Detachement Neufville und schwere Artillerie, 1. Sächs. Grenzjäger-Brigade) unter Generalmajor Maercker ein, um die sächsische Regierungsgewalt wiederherzustellen, die unzuverlässigen Sicherheitstruppen aufzulösen und die Bevölkerung zu entwaffnen. Zur Durchführung dieser Maßregeln wurde das Standrecht verhängt. — Die Londoner „Times" vom 8. Mai teilten in einem Leitartikel den Einmarsch afghanischer Truppen durch den Khayberpaß in Indien mit.

12. Mai. Im Aulagebäude der Universität zu Berlin trat die Deutsche Nationalversammlung zu einer Sitzung zusammen, die eine machtvolle geschlossene Kundgebung der ganzen deutschen Volksvertretung gegen den beabsichtigten Versailler Gewaltfrieden war (s. Abb. S. 143). Nach Eintritt in die Tagesordnung nahm zuerst Reichsministerpräsident Scheidemann das



Von der Friedenskonferenz in Versailles: Die deutschen Unterhändler vor der Abfahrt zum Hotel Trianon zwecks Entgegennahme der sog. Friedensbedingungen. Von links nach rechts: Leinert, Melchior, Giesberts, Graf Brockdorff-Rantzau, Landsberg, Schücking.



Gegen den Gewaltfrieden. Massenversammlungen, die die größten Säle und Plätze füllen und die Angehörige aller Parteien, Berufe und Stände vereinigen, finden in diesen entscheidungsschweren Tagen in ganz Deutschland statt. Erhebt doch das gesamte deutsche Volk flammenden Protest gegen die Schmach und Vernichtung, die dem Vaterland von den in Paris vereinten Gewaltherren droht. Alle Versammlungen bieten dasselbe Bild einmütiger Geschlossenheit wie die Deutsche Nationalversammlung, und unsere Feinde müssen einsehen, daß das keine künstlich hervorgerufene Bewegung ist, sondern daß in dieser Empörung die wahre Stimmung des deutschen Volkes zum Ausdruck kommt, das geschlossen hinter dem von der Regierung ausgesprochenen „Unannehmbar weil unerfüllbar" steht. Es ist ein Aufschrei der mit Vergewaltigung und Vernichtung Bedrohten, wie er elementarer und eindrucksvoller kaum gedacht werden kann. Aus der großen Zahl der Bilder, die uns aus allen Teilen des bedrohten Deutschland zugingen und deren Veröffentlichung leider die Raum- und Papiernot verbietet, greifen wir eines der wirkungsvollsten heraus: es zeigt die Riesenkundgebung, die die Mehrheitssozialdemokraten am Reichstagsgebäude in Berlin vor dem Bismarckdenkmal und dem Eisernen Hindenburg veranstalteten und in der Zehntausende gegen die Versklavung des deutschen Volkes demonstrierten. Nach der Beendigung der Versammlung zogen die Massen nach der Reichskanzlei, wo Ministerpräsident Scheidemann in eindrucksvoller Rede das Volk aufforderte, sich einmütig hinter die jetzige Regierung und ihr Unannehmbar zu stellen.

Wort: „Was unseren Beratungen zugrunde liegt, dies dicke Buch, in dem hundert Absätze beginnen: Deutschland verzichtet, verzichtet, verzichtet — dieser schauerlichste und mörderische Hexenhammer, mit dem einem großen Volk das Bekenntnis der eigenen Unwürdigkeit, die Zustimmung zur erbarmungslosen Zerstückelung, das Einverständnis mit Versklavung und Helotentum abgepreßt und erpreßt werden soll, dies Buch darf nicht zum Gesetzbuch der Zukunft werden." Hierauf gab Ministerpräsident Hirsch im Auftrag sämtlicher deutschen Regierungen die Erklärung ab: „Lieber tot, als Sklave! Die Bedingungen, die dieser Friedensvorschlag uns auferlegen will, sind selbst von dem entsagungsbereitesten Volke nicht zu tragen. Die Ausführung ist eine Unmöglichkeit, darum ist dieser Friedensvorschlag unannehmbar. Die Redner sämtlicher Parteien aus Nord und Süd, Ost und West erklärten diesen Frieden für unannehmbar. — Je genauer das Machwerk des Entente-Friedensentwurfs bekannt wird, desto stärker wird der Widerstand gegen dessen raub- und machthungrige Natur. So werden die deutschen Ströme internationalisiert, und zwar die Elbe von der Moldaumündung an (die Moldau von Prag ab), die Oder unterhalb der Oppamündung, die Memel von der Grodnomündung an und die Donau von Ulm an. Auf diesen Schiffahrtswegen sind die Alliierten völlig gleichberechtigt untereinander und mit den Uferstaaten und genießen meistbegünstigte Behandlung. Dagegen können deutsche Schiffe regelmäßigen Personen- und Warenverkehr zwischen den Häfen einer alliierten Macht nur mit Sondererlaubnis dieser Macht durchführen. Nach dem berüchtigten Friedensinstrument der alliierten und assoziierten Mächte bleiben Deutschland indessen nicht einmal so viel Schiffe, um Küstenverkehr und Schiffahrt mit den nächsten Anliegern zu treiben. Deutschland würde mit seiner Handelsflotte von der zweiten an die zehnte Stelle in der Welt herabgleiten. Über 1600 Tonnen-Schiffe wird es überhaupt nicht mehr besitzen. Von den Schiffen von 1600 bis 1000 t besitzen wir noch einschließlich der Segelschiffe 106 Schiffe mit 135 673 Tonnen; hiervon ist die Hälfte auszuliefern. Die Schiffe unter 1000 t überläßt uns gnädigst die Entente; es sind dies 1040 Dampfer mit 326 307 t und 2279 Segelschiffe mit 160 471 t und 330 Seeleichter. Zusammen würde die deutsche Handelsflotte nach Unterzeichnung noch 3755 kleine Schiffe mit 724 944 t umfassen. Bei Kriegsausbruch umfaßte die deutsche Handelsflotte 5 599 900 t, die Hamburg-Amerika-Linie allein 1 307 411 t. 40 000 deutsche Seeleute macht der Versailler Vertrag brotlos. — Ein Akt französischer Brutalität wird aus dem Saargebiet gemeldet, wo in Saarlouis und Dillingen plötzlich achtzehn Vertreter der Staats-, Gemeinde-, Kirchen- und Schulbehörde sowie der Großindustrie verhaftet wurden, darunter der Landrat, Bürgermeister, Schulrat, Gymnasialdirektor, Oberlehrer, eine Lehrerin, Postdirektor, Schlachthofdirektor, Werksdirektoren, zwei Geistliche u. a. Sie wurden unter starker Bedeckung von weißen und schwarzen Franzosen über den Rhein nach Deutschland abgeschoben. Vor der Abreise wurden den Verhafteten sämtliche Papiere abgenommen.

13. Mai. Graf Brockdorff-Rantzau richtete am 13. an Clemenceau drei weitere Noten. In der ersten überreichte er eine umfangreiche Äußerung der volkswirtschaftlichen Kommission, die beauftragt ist, die Rückwirkung der in Aussicht genommenen Friedensbedingungen auf die Lage der deutschen Bevölkerung zu begutachten. Nach enormer Einbuße an eigener Produktion, nach der wirtschaftlichen Lahmlegung durch den

Verlust der Kolonien, der Handelsflotte und der auswärtigen Besitztümer wäre Deutschland nicht mehr in der Lage, genügend Rohstoffe aus dem Auslande zu beziehen. Die deutsche Industrie müßte daher in einem gewaltigen Umfang erlöschen. Deutschland wäre in kurzer Zeit außerstande, den vielen Millionen auf Schiffahrt und Handel angewiesenen Menschen Arbeit und Brot zu gewähren. Der Weg der Auswanderung ist versperrt, dafür strömen Hunderttausende ausgewiesener Deutscher, auch aus den abzutretenden deutschen Gebieten nach dem übrigbleibenden deutschen Gebiet ein. Werden die Friedensbedingungen durchgeführt, so bedeutet das, daß viele Millionen Menschen in Deutschland zugrunde gehen müssen. Wer diesen Friedensvertrag unterzeichnet, spricht damit das Todesurteil über viele Millionen deutscher Männer, Frauen und Kinder aus. Die zweite Note vom 13. Mai ersucht um Mitteilung des Berichts der von den alliierten und assoziierten Regierungen eingesetzten Kommission zur Prüfung der Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges, da die deutschen Delegierten der früheren deutschen Regierung weder die alleinige noch auch die hauptsächliche Schuld an diesem Kriege zuzusprechen vermögen. Die dritte Note beginnt mit der Kritik der zugemuteten territorialen Abtretungen im Westen und Norden und schlägt vor, an Stelle des rohen und unangemessenen Ersatzes durch die Überweisung des Saarkohlenbeckens und die Übereignung der dortigen Kohlengruben einen billigeren Ausgleich zu suchen. — Auch die preußische Landesversammlung lehnte die Erdrosselungspläne der Entente einmütig und auf das schärfste ab und vertagte sich schließlich auf den 22. Mai.

14. Mai. Clemenceau lehnte die von der deutschen Friedensdelegation geforderte Einberufung einer Arbeiterfriedenskonferenz gleichzeitig mit der diplomatischen Konferenz in Versailles ab. Die alleinige Entscheidung treffe die Regierung, den Arbeitern werde kein Mitbestimmungsrecht zugestanden. — In Weimar begannen unter dem Vorsitz des preußischen Arbeitsministers Oeser und unter Beteiligung von Vertretern der Reichsregierung die Sitzungen des Fachausschusses der deutschen Eisenbahnverwaltungen zur Feststellung der Bedingungen für die Übertragung der Staatsbahnen auf das Reich. — In Paris errichtete der Viererrat 13 Unterausschüsse, die aus je einem Mitglied für jede der fünf Großmächte bestehen, um die deutschen Einwände gegen den Friedensvertrag zu beraten.

15. Mai. Im Kaisersaal des Residenzschlosses zu Bamberg trat der bayrische Landtag zu einer Sitzung zusammen, in der sich sämtliche Fraktionen zu folgender Entschließung vereinigten: „Der bayrische Landtag ist einig mit dem ganzen Volke in der unbedingten Ablehnung der Friedensbedingungen. Die bayrische Volksvertretung wendet sich mit Entrüstung gegen die Abtretung kerndeutscher Gebietsteile im Westen und im Osten. Alle Versuche unserer Feinde, Bayern durch Gewalt oder List vom Reiche loszulösen und zu einem Sonderfrieden zu zwingen, müssen an der unerschütterlich treuen deutschen Gesinnung des bayrischen Volkes zuschanden werden." Diese Entschließung macht die feindliche Hoffnung auf einen Zerfall Deutschlands und den Abschluß eines Sonderfriedens mit den süddeutschen Einzelstaaten zunichte. — Die Tiroler Landesversammlung hat im Namen von ganz Deutsch-Tirol einen Appell an Wilson gerichtet, der mit den Worten ausklingt: „Sind die Worte des Präsidenten ehrlich gemeint, so kann Deutsch-Südtirol nicht an Italien preisgegeben werden, widrigenfalls binnen kurzem auf den Gipfeln der Tiroler Berge eine Fackel brenne, an der sich neue Weltkriege entzünden müssen." — In Berlin begab sich nach einer gegen den Versailler Gewaltfrieden gerichteten Riesenkundgebung auf dem Königsplatz eine Abordnung zum Ministerpräsidenten Scheidemann und zum Reichspräsidenten Ebert, die versicherten, daß alles geschehen werde, um die bedrohten Provinzen für Deutschland zu retten und erträgliche Wirtschaftsbedingungen zu erlangen. — Der oberste polnische Volksrat, Unterkommissariat für Schlesien, in Beuthen in Oberschlesien, wurde auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen über den Belagerungszustand aufgelöst. — Ein Streiflicht auf die kritische Lage der deutschen Industrie wirft eine Meldung der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", nach der bereits 107 sächsische Firmen die Absicht geäußert haben, ihren Betrieb zu schließen.

16. Mai. Der Deutsche Volksrat für Westpreußen hatte eine Zusammenkunft der deutschen Volksräte des Ostens und der Vertreter der Militärs, Behörden und Parteien nach Danzig einberufen, wo ein Ausschuß gewählt wurde, der mit dem Reichskommissar für den Osten Winnig die Lage besprechen und ihn auffordern soll, sofort die Vertreter der Ostprovinzen in der Deutschen Nationalversammlung und in der preußischen Landesversammlung nach Danzig einzuladen, um der gewaltsamen Aufdrängung der unannehmbaren Friedensvorschläge entgegenzuwirken. — Der ostpreußische Provinzialrat der Arbeiterräte ließ eine Kundgebung an Wilson durch das Auswärtige Amt weitergehen, die energisch gegen eine Vergewaltigung des deutschen Ostens und des deutschen Vaterlandes durch die Ententemächte und gegen die Raub- und Habgier der Polen Einspruch erhebt. — Über Stettin mußte wegen dort ausgebrochener Unruhen der Belagerungszustand verhängt werden; es kam zu großen Plünderungen und Straßenkämpfen. — In Arad hat sich eine neue ungarische Regierung gebildet, die unter Führung eines Grafen Karolyi (nicht des früheren Präsidenten) sich aus Christlichsozialen, Konservativen und gemäßigten Sozialdemokraten zusammensetzt.

Der Zug des Todes.

Nunmehr liegt die Berechnung der Gesamtverluste des deutschen Heeres bis zum 30. April 1919 vor. Es wurden gemeldet 1 676 696 Tote, 373 770 Vermißte, von denen neun Zehntel als tot gelten müssen, so daß der Gesamtverlust an Toten zwei Millionen übersteigt. Die Zahl der Verwundeten betrug 4 207 023, in feindlicher Gefangenschaft schmachteten 650 922 Deutsche, wobei die Zivilgefangenen nicht einberechnet sind. Der Gesamtverlust beträgt 6 873 413 Mann. Dazu kommen noch rund eine Million Opfer der Hungerblockade. — Die Verlustlisten der beiden vergangenen Wochen umfassen rund 21 000 Namen. Auch drei Ehrentafeln wurden wieder bekanntgegeben: diejenige des Geschlechts v. Borries weist acht, die der Grafen und Freiherren von der Goltz sieben und die des niedersächsisch-uradeligen Geschlechtes Schack sechs Kriegsopfer auf. Mit schmerzlichem Bedauern stellen wir fest, daß die Zahl der bei der Befreiung Münchens dem Bruderhaß und Wahn verhetzter Massen zum Opfer gefallenen Deutschen auf 250 geschätzt wird. Mit Abscheu und Empörung aber hat man allerseits die grauenvolle Ermordung der Geiseln durch die Spartacisten vernommen. Unter diesen befanden sich vier Künstler, von denen als der bekannteste der Maler Prof. Ernst Berger zu nennen ist. Friedrich Wilhelm v. Seidlitz war noch Schüler der Akademie, während die Maler Walter Deike und Wilhelm Neuhaus Kriegsbeschädigte waren, die in dürftigen Verhältnissen lebten. Ferner wurden ermordet: Gräfin Hella v. Westarp, München; Baron v. Teukert, Regensburg; Gustav Franz Maria v. Thurn und Taxis; Eisenbahnsekretär Anton Daumenlang sowie zwei Angehörige der preußischen Gardeschützendivision. Ebenso verabscheuungswürdig ist die Bluttat bayrischer Soldaten, die im Taumel der Erregung 21 Mitglieder eines katholischen Gesellenvereins, die sie irrtümlich für Spartacisten hielten, im Keller des Prinz-Georg-Palais ermordeten. In den Kämpfen um die Befreiung Münchens fielen: General Nagel; ein Sohn des Generals Schoettel und ein Sohn des Oberstleutnants Tannstein. Auf seiten der Spartacisten sind die Namen folgender Führer zu nennen: Matrose Egelhofer, Oberkommandierender der roten Armee; Schriftsteller Gustav Landauer; Kommunist Sontheimer; Kommunist Radler; Drucker Mayer-Günther, Redakteur der Münchener „Roten Fahne", und der Adjutant des Befehlshabers, Siebert.

Morgensonne. Nach einem Gemälde von Paul Kauzmann.







Die vom Rosenhof.



Roman von Luise Westkirch. (Fortsetzung.)

Während die beiden im Dämmerlicht des Kellers ihren Anschlag beredeten, stand Paul in seiner Stube kopfschüttelnd vor einem Brief. Die Post hatte ihn gebracht, seine Wirtin ihn auf die Stube getragen. Von der Fabrik heimkehrend, fand er ihn auf seinem Tisch. Die Handschrift war ihm fremd, grob, ungeschlacht und liederlich. Der Inhalt gab ihm ein peinvolles Rätsel auf.

„Wenn Ihre Braut Sie lieb is," lautete der Zettel ohne jede Anrede, „denn kommen sie als wie Sonnabend abend um elf Uhr nach der alten Fährhütte am Fluß drüben. Ein Freund will Sie da eine wichtige Mitteilung machen. Es geht nämlich um das Leben von das Mächen. Einer in Ihrer Nachbarschaft hat einen Anschlag auf Sie. Un is keine Stunde zu verlieren. Ich riskiere aber meine Kohlrübe, indem daß ich Sie das vermammse. Un da um kann ich auch nich zu Sie kommen in Ihr Haus. Wenn Ihnen an das Mächen gelegen is, un Sie sie vor gans was Schlimmes bewahren wollen, denn kommen Sie."

Keine Unterschrift.

Unschlüssig erwog Paul. Der Brief konnte eine Falle sein. Wahrscheinlich war Gefahr dabei, sich zur Nachtzeit auf den öden Fleck zu wagen, ernstliche Gefahr für einen, der Schack-Palles Geheimnis durchschaut hatte. Es konnte aber auch sein, daß die Warnung ehrlich gemeint war. Es war nicht unmöglich, daß Palle, um Paul zu treffen, den Schlag führte gegen das Mädchen, das er liebte. An Gelegenheit dazu konnte es Lisas Hausgenossen nicht mangeln, und sicher würde er Sorge tragen, daß er nach geschehener Tat nicht zu fassen war. Vielleicht war der unbekannte Warner ein Genosse Palles, zur Mithilfe gedungen, und fühlte eine Regung des Erbarmens. Paul sah Lisa vor sich in ihrer aufwachenden Liebe zu ihm, in ihrem hellen Glück, sah die Tapfere, Reine irgendwie in einen abscheulichen Tod geschleift, besudelt, gemartert. Und sich sagen zu müssen, er hätte sie zu bewahren vermocht, und hätte in feiger Vorsicht sie zugrund gehen lassen — nicht leben würde er können mit solchem Bewußtsein! — Bis zum Hochzeitstag, bis zur Möglichkeit, zu entfliehen, mußten noch Wochen verstreichen. Und jeder Tag, jede Stunde konnte das Grauenvolle bringen! Nein, geschehe ihm, was da wolle, er mußte gehen, den Warner hören, wissen!

Er nahm aus einem verschlossenen Fach eine Browningpistole, untersuchte sie genau, lud neun Patronen in die Geschoßkammer, die zehnte in den Lauf, sicherte und steckte die Waffe zu sich. Und in einer plötzlichen Eingebung nahm er einen Bogen Papier und schrieb:

„Wenn ich nicht lebend zurückkehren sollte, so ist mein Mörder der Bettler Palle, wohnhaft im Rosenhof bei Frau Klimmet. Seine Perücke, sein Bart, seine Krüppelhaftigkeit sind falsch. Er ist ein Verbrecher.

Paul Wiepraudt."

Er verschloß den Brief in einem Umschlag und setzte drauf: „Im Fall meines Todes der Staatsanwaltschaft zu übergeben", und legte ihn obenauf in die Lade seines Tisches. Dann nahm er seinen Hut und ging in die Stadt. Heut abend um elf Uhr würde er am Fluß sein.

Langsam schlich der Tag durch seine Stunden. Jule wunderte sich, ob künftig auch jede so viele Minuten, endlos lange, lastende Minuten, haben werde. Sie half Frau Potthoff in der Küche. Aber sie sah nicht, was vor ihr war. Sie sah Paul. Ihre Augen, die sein Bild eingesogen hatten, sahen es nun, wie geblendete Augen das Bild der Sonne sehen, immer — überall. Er war ja die Sonne ihres Lebens gewesen, und kam Schack, die Nacht, und löschte die Sonne aus, sie würde darum nicht aufhören, sie zu sehen. Ihre Kammer war in Zukunft voll von Pauls Gestalt, aus jedem Winkel trat er ihr entgegen, er saß an jedem Tisch im Schenkraum. In diesem Augenblick selbst stand er neben der schwatzenden Wirtin am Küchenherd. Jule selbst sprach kein Wort. Das fiel nicht auf. Die Marmorbraut hatte immer ihre stummen Tage gehabt. Aber während sie mit flinken Händen das Geschirr zusammenräumte, schwoll immer höher in ihr eine grenzenlose Verachtung, ein rachsüchtiger Haß gegen Schack. Aus Liebe zu ihr wollte der morden? Lügner, der er war! Was er vorgab, ihr zum Geschenk machen zu wollen, war ja seine eigene Rache! Er selbst hatte aus Gott weiß welchem Grund einen Haß auf Paul. Und indem er seine eigene Sache führte, trachtete er gleichzeitig, die dumme Jule an sich zu



Birken im Mai.

ketten mit eiserner Kette! Ein feiger Betrüger war er wie sie alle, alle! — Nein, einer nicht! Paul nicht. Die Liebe, die er ihr gegeben hatte, war ehrlich gewesen — und unmenschlich grausam, aber ehrlich war er von ihr gegangen, als er ihr keine Liebe mehr zu geben hatte. Betrogen hatte der sie nicht!

Plötzlich, mitten zwischen dem Geplapper der Wirtin und dem Gesurr des herbstlich dreisten Fliegenschwarms, meinte sie die trockene Stimme des Barons zu hören: „Ich räume das Abgestorbene weg, die toten Pflanzen, um Raum zu schaffen für das Neue, Lebendige." — Tote, unnütze Pflanzen im Garten der Welt, das waren recht eigentlich sie und Schack. Und eine Pflanze voll Kraft und Leben wollten sie erwürgen in der Pracht ihres Wachstums. Vielleicht hätte die eine der welken Pflanzen sich entwickeln können zu nutzbringendem Wachstum, wenn ihr Herr nicht ungeduldig sie ausgerissen hätte aus dem Boden seines Herzens. Und im ersten wütenden Schmerz schrie die geopferte nach Rache, heischte Leben um Leben. Sie waren doch nicht gleich, die beiden Leben, an Schönheit, Freude, Hoffnung. Und würde das zertretene Leben leichter sich schleppen über den großen Kehrichthaufen, der seine Heimat war, zur Stille des Grabes mit dem Bewußtsein, das andere Leben, das Leben voll Sonnenschein und Hoffnung, zerstört zu haben? — Nein, sie wollte Schack sagen — Da lachte sie auf mitten in ihren schweren Gedanken. Schack war kein Abgestorbener, der sich freiwillig wegräumte aus dem Weg des Lebendigen. Ein so dürres, unnützes Reis am Strauch der Menschheit er sein mochte, seine Dornen blieben scharf. Wenn er beschlossen hatte, Paul zu ermorden, so würde er ihn ermorden, heut oder ein anderes Mal. Nichts vermochten dagegen der Jule Bitten, nichts ihre Wachsamkeit. Der Lebendige mußte sterben, wenn der Tote am Leben blieb.

Da stieg aus der großen Liebe ihres Herzens in Jule ein Entschluß auf, ein Plan, vor dessen Kühnheit ihr der Atem stockte, den sie schaudernd nicht in klaren Bildern zu Ende zu denken wagte. Aber ausführen würde sie ihn! War sie nicht bereit gewesen, ihr Blut tropfenweise hinzugeben für ihn, den sie liebte? Er hatte sie verworfen. Sie würde es ihm doch geben, ihr Blut hier auf Erden — und, wenn es ihr Seelenheil im Himmel kostete, sie gab ihm auch das, damit er lebe! damit er glücklich sei! Vielleicht, wenn er die Größe ihrer Liebe erkannte, würde ein Ahnen ihm aufgehen, daß doch nicht so ganz wertlos war, was er in Verachtung von sich geworfen hatte. —

Der Abend kam, ein düsterer Oktoberabend mit zerfetzten Wolken, die über den Himmel jagten, mit sausendem Sturm, der an den Fensterläden der öden Magazine am Ufer rüttelte und die dürren Blätter in dichten Schauern aus den Baumkronen wirbelte. Die Wellen des Stroms hatten kleine Schaumköpfe, die spukhaft weiß leuchteten im spärlichen Laternenschimmer.

Neben dem tanzenden Kahn stand Schack wie ein schwarzer Schatten, zusammengeronnen aus der Schwärze der Nacht. Mit dunklen Fensteraugen lagen die Warenhäuser am Ufer, und kein Mensch sonst war zu erspähen stromauf, stromab.

Vom Kreuzkirchenturm hallte das dritte Viertel vor elf. Da glitt Jule mit leisen Katzenschritten aus dem Durchgang zum Fluß. Sie hatte ein dunkles Tuch um ihr blauschwarzes Haar geschlungen und ein schwarzes Umschlagetuch über ihre leuchtende Bluse geworfen. In ihrem Gesicht, das so weiß und ruhig war wie Marmor, flackerten die großen Augen gleich den sturmgepeitschten Laternenflammen in ihren Glasgehäusen.

„Da bin ich."

„Auf'n Glockenschlag! Du hast Courage. Willst's also im Ernst riskieren?"

„Hast du dran gezweifelt?"

„Je nu. Weibsleuten ihr Sinn is veränderlich. Un Blut sehen kann nich eine jede."

Sie warf den Kopf in den Nacken. „— Ich kann's."

Mit einem Laut der Bewunderung riß er sie an sich und küßte sie wild. Gar zu absonderlich reizvoll leuchtete ihr weißes Gesicht mit den Flammenaugen im Flackerschein der Laternen. Das schönste Weib war sie, das er je in den Armen gehalten hatte — und sein eigen wie keine Negersklavin je ihrem Herrn gehört hat, durch die Tat, die sie an ihn binden mußte für immer.

Gleichgültig wie eine geliebkoste Katze ließ sie sich küssen. Als er sie freigab, schüttelte sie sich zurecht und stieg ins Boot.

„Mach zu."

„Was? — Keinen Kuß gibst du mir zurück?"

„Mußt ihn erst verdienen."

„Meiner Treu! es is ein verdammt nobles Brautgeschenk, was ich dir mache. Wenn's geschehen is, wirst du mich dann küssen, Jule?"

„Ich werde dich küssen."

„Wir bleiben beisammen heut abend, hörst du!"

„Ja. Heut — und immer. Mach zu."

Er setzte die Ruder ein. Eine Weile war nichts vernehmbar als der scharfe Takt, mit dem sie auf das Wasser schlugen, das Sausen des Windes, das Brausen des Wogenschwalls, der sturmgepeitscht dem Wehr zuschoß. Wie ein Pfropfen tanzte das Boot auf den Wellen.

Einmal hob Jule prüfend die Hand.

„Der Wind geht mit dem Strom. Is es nich so?"

„Ja, er bläst aus Westen. Ein saures Stück Arbeit, die Überfahrt."

Hart ankämpfend gegen Strömung und Wind, zwang Schack den Bootsschnabel nach rechts scharf auf die Inselspitze zu.

Jule legte die Hand auf seinen Arm. „Du hältst zu hoch."

„Wie denn, du Narr? Die Tide reißt ja heut, als ob hundert Arme zerrten. Willst in die Mühlräder abtreiben?! Wie kann denn eins heut zu hoch halten?"

Jule schüttelte den Kopf. „Mannsbilder haben keine Nachgedanken. Wie die Käfer ins Licht surren sie auf ihr Ziel. Wenn er — der drüben! — den Kahn daherkommen sieht, wenn er dich erkennt und mich — und er sieht wie eine Eule im Finstern —, glaubst du wirklich, er wird warten, bis wir heran sind?"

„Die Neugier wird ihn schon halten. Einfältig is er man, dein gewesener Schatz!"

Schack änderte nicht den Kurs. Mit aller Kraft setzte er die Ruder ein. Näher rückte die Inselspitze. Jules Herz schlug wild. Sie beugte sich vor. Durch die Dunkelheit sah Schack ihre Augen ihn anblitzen.

„— Bist auch gewiß, daß er allein auf dich wartet?"

Schack fuhr auf. „Donner und Kreuz! Willst sagen, er könnt' mich der Polente verpfiffen haben?"

„Ich will sagen, es wär' klug, zuvörderst an der Insel anzulegen und im Ufergebüsch auszubaldowern, wer und wie viele es sind, die drüben warten."

Schack blickte unsicher auf Jule. Ihm war der brutale Mut der starkknochigen Gewaltmenschen eigen. Aber unter den tiefhängenden Wolken, zwischen Wasser und Himmel, im Dunkel der Nacht, im sausenden Sturm packte ihn ein abergläubischer Schauer. Wer hieß die Dirne, gleich einem Unglücksraben, ihm Unheil zukrächzen im Augenblick der Entscheidung?! — Narr, daß er sie mitgenommen hatte!



Holländische Jugend.

Aber seine Sicherheit war gebrochen. Unwillkürlich überließ er, auf einen Augenblick überlegend, dem Wind und der Strömung den Nachen. Die warfen ihn schnell in den linken Flußarm zurück. Er ließ es geschehen. Vielleicht war's wirklich ratsamer, sich zu sichern, wie Jule riet. Aber da er anzulegen versuchte, fand er's unmöglich. Vom Sturm gepeitscht, rasten die Wellen zum Wehr. Und getrieben von der Windsbraut, gezogen von der unheimlichen Gewalt der verborgenen Strömung, schoß der Nachen pfeilgeschwind am Ufer hin, grob anschlagend gegen vorstehende Baumwurzeln, sich drehend, schwankend, keinem Ruderschlag, keiner Steuerung gehorchend. Der überhängende Zweig, den Schack zu fassen strebte, um den treibenden Kahn zum Stehen zu bringen, entglitt seiner Hand. Mit einem Stoß fuhr das Boot auf eine vorspringende Erdbank. Rund um sich selbst gewirbelt wäre es fast gekentert.

„Abhalten vom Land!" schrie Jule. Gleichzeitig faßte sie ein Ruder und stieß das Fahrzeug mit aller Kraft weit ab vom Ufer mitten in den Strom.

„Das kommt von deiner Klugsnackerei!" schalt Schack. „Anlegen! Wie kann eins denn anlegen ohne Steg und Brücke bei solch 'nem Unwetter? — Ein andermal meng' dich nich in Dinge, von denen du nix verstehst."

Er nahm ihr das Ruder wieder aus der Hand. „Gottsdonner! Wie die Tide treckt!"

„— Bist ungut auf mich?" Schmeichelnd fragte es Jule. Sie neigte sich zu ihm.

Er antwortete nicht. Mit zusammengepreßten Zähnen mühte er sich, das Boot zu wenden.

Da schob sie sich auf seine Knie, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn, wie nur Jule küssen konnte.

Sein Willen unterlag dem Zauber, den ihre Berührung auf ihn ausübte. Aber in dem köstlichen Schwindel, der Wolken und Wasser um ihn tanzen ließ, blieb ihm ein Unterbewußtsein der Gefahr, und er versuchte, ihr zu wehren.

„Laß, Jule! Laß mich!"

„Hab' ich dir nicht versprochen, daß ich dich küssen will heut abend? — Da —! Da —! Ich halte Wort, siehst du."

„Nachher, Jule — Jetzt — das Wehr! — Die Mühlen — Herrgott! war das nicht schon die weiße Bake auf der Insel?!

„Ein Pappelstamm war's. Die schimmern so weiß. Wir haben Zeit, viel Zeit! Und jetzt hab' ich dich lieb! Jetzt will ich dich küssen — eben jetzt."

Der Kahn glitt wie auf Samt vor Strömung und Sturm. Kein Stoß, kein Schleudern mehr. Die dunkle Nacht, die alle Gegenstände verschwimmen ließ, hinderte Schack, zu merken, daß sie mit Eilzugsgeschwindigkeit hinflogen auf der Todesbahn. Endlich riß er seine Kraft zusammen.

„Laß! — Laß! — Wir müssen wenden! — Laß mich!"

Da löste sie mit flinkem Griff die Ruder aus seinen schlaff gewordenen Fäusten und schleuderte sie weit hinaus in den Strom.

Er schrie auf vor Entsetzen.

„Jule! Jule! Was tust du?!"

Wie eine Bildsäule stand sie im rasend hinschießenden Nachen, sprach laut und feierlich:

„Totes räum' ich fort, damit Lebendiges lebe. Kannst du noch beten, Schack? So mach deinen Frieden mit dem Herrgott! — Dort ist das Wehr."

Weiß schimmerte sein tosender Wellenschaum herüber durch die Nacht. Sein Brausen übertönte jetzt Sturm und Menschenstimme.

Einen heiseren Schrei stieß Schack aus. In Todesangst irrte sein Blick umher, suchte nach Rettung, sah, daß es keine Rettung gab.

Da stürzte er sich mit einem Aufbrüllen auf Jule und packte sie an der Kehle.

„Dirne! Du hast mich verraten!"

Sie warf die Arme in die Luft in einem letzten Triumph. Und während ihr Hohnlachen in einem Röcheln erstarb, kenterte das Boot. Ineinander verrungen stürzten sie in die Wellen, und Mann und Weib und Boot schossen im weißen Sprühschaum hinab in den Wirbelstrom der Mühlen, der noch nie Lebendiges hatte den Fluß hinuntertreiben lassen zum Meer.

25.

Paul war getreu seinem Vornehmen zur Bretterhütte am Flußufer gewandert. Langsam, vorsichtig schritt er den einsamen Weg, die Hand am Abzug seiner Browningpistole, mit scharfer Umschau nach vorwärts, rückwärts, rechts und links sichernd. Aber nichts war um ihn weit und breit als die Öde und das Unbehagen einer stürmischen Oktobernacht. Am Ziel angelangt, entzündete er seine elektrische Taschenlaterne, leuchtete durch die aus den Angeln gefallene Tür in das Innere des Schuppens. Er war leer und nichts Lebendiges regte sich unter den halb entblätterten Weiden. Wartend, horchend begann Paul am Ufer auf und nieder zu schreiten. Niemand kam. Kein Ton wurde laut als das Sausen des Sturms und alle Viertelstunden der klare Schlag der Kirchenuhren von der Stadt her.

Einmal freilich war's ihm gewesen, als höre er fern drüben überm Fluß Menschenstimmen. Und noch einmal klang's herüber fern und dumpf wie ein Schrei, ein gräßlicher Schrei — Oder war das keine Menschenstimme, nur ein lauteres Ausbrüllen des Sturms, der sich in einem Hindernis verfing? Vielleicht auch täuschte der Schauer von Ort und Stunde, das Bewußtsein tückisch ihn umlauernder Gefahr seinen Sinnen eingebildete Schrecken vor. Der Laut wiederholte sich nicht.

Als von den Turmuhren Mitternacht herüberhallte, wandte Paul sich heim, wieder langsam schreitend, vorsichtig um sich schauend in der Erwartung eines Hinterhalts. Aber ungefährdet und ohne einem Menschen begegnet zu sein, gelangte er auf den Rosenhof.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Paul hatte sich kaum angekleidet, als heftig an seine Tür gepocht wurde. Vor ihm stand Potthoff, in der Hand einen Brief, auf dem groben roten Gesicht mit dem grauen Zwickelbart den Ausdruck einer ungewohnten Aufregung.

Die Jule habe sich gestern unter dem Vorgeben, krank zu sein, früh in ihrer Kammer eingeschlossen. Als sie am Morgen nicht herunterkam, war seine Frau hinaufgegangen, um nach ihr zu sehen. Sie hatte die Tür offen gefunden, das Bett unberührt, die Kammer leer. Auf dem Tisch war ein verschlossener Brief gelegen, adressiert an Paul Wieprandt — der Brief, den er in der Hand hielt. Und er hoffte jetzt von Wieprand zu erfahren, was mit der Jule sei, weshalb das Mädchen ohne Aufsage und ohne Streit plötzlich sein Haus verlassen habe, in dem es doch ganz zufrieden zu sein schien.

Paul nahm den Brief. Eine plötzliche unbegreifliche Bangigkeit machte ihm die Finger zittern. Wie unheilverkündend schauten die ungelenken Buchstaben der Aufschrift ihn an. Jule verschwunden? — Wieder ein neues, unheimliches Rätsel!

Er erbrach den Brief. Mit vor Erregung unsicherer Hand stand da in unorthographischen Worten geschrieben:

„Mein Paul!

Einmal noch laß mich Dich so heißen. Ich zahle ja dafür mit allem, was ich bin. Aber nicht zu teuer, mein Paul! Denk das nicht. Und sei nicht bang, es ist zum letztenmal. Morgen gehörst Du ganz ihr — der anderen. Ich bin sehr bös auf Dich gewesen, ich hätte Dir ein Leid tun mögen — ich, Dir! — Aber nun begreif' ich's, daß ich nicht gut genug bin, für Dich zu leben. Aber für Dich sterben, das darf ich, und den mit wegnehmen aus der Welt, der Dir ans Leben will, den Schack. Das muß geschehen! Er hat einen Haß auf Dich. Er hat Dir den Tod geschworen — und er hält sein Wort! Wenn Du leben sollst, muß er sterben. Aber das ist keine Tat für Dich. Um Dich wär's schade, Paul. An der schwarzen Jule ist nichts verloren. Darum — weil's sein muß! — tu ich's für Dich. Wenn Du den Brief da liest, ist alles vorüber. — Und denk' nicht, daß ich etwa aus Groll gegen Dich gehe. Alles Glück, das ich auf der Welt gekannt hab', dank' ich ja Dir! — Aber das Tote muß weggeräumt werden, damit Raum wird für das Lebendige — frag nur den Baron. — Du gehörst zu den Lebendigen, und wohl auch sie — die andere. Aber wenn sie auch tausendmal besser ist als ich, Dich mehr liebhaben als ich, die arme Jule, kann sie nicht! Das kann sie doch nicht, Paul! — Ich hasse sie nicht mehr, denn Du hast sie ja lieb. Und weil sie Dein Glück ist, darum sollst Du glücklich mit ihr sein Dein Leben lang. — Mußt auch nicht traurig sein um mich. Sieh, nachdem ich Dich gekannt hab', konnt' ich nicht mehr zurück in mein altes Leben. Und wenn Du an mich denkst — selten, Paul! aber doch manchmal, nicht wahr? — dann sollst Du Dich nicht schämen müssen, weil Du mich einmal lieb gehabt hast.

Die Zeit ist da. Bei den Mühlen findest Du mich — und ihn. Es segnet Dich

die die schwarze Jule hieß."

Während Paul las, breitete sich ein Schleier vor seine Augen, in dem die Buchstaben tanzten und verschwammen. Ein rasender Schmerz würgte ihn in der Kehle, so daß er keinen Laut hervorbringen konnte als Antwort auf Potthoffs Fragen. Er schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte in hilflosem Schmerz um etwas wunderbar Schönes, dessen Schönheit er erst begriff, da es unwiederbringlich verloren war. So fühlte er nicht, daß der ungeduldige Potthoff den Brief aus seiner widerstandslosen Hand nahm, er sah nicht, daß hinter der Tür, die der Wirt offen gelassen hatte, in gespannter Erwartung noch andere vom Rosenhof horchend standen, daß der Baron über Potthoffs Schulter weg Jules Abschiedsworte las.

All die Stunden des Glücks, die Jule ihm gegeben hatte, stiegen vor ihm auf. Nun war sie gestorben für ihn, hatte sterbend die Kette zerbrochen, in der er sich hilflos wand! Er hatte sie erbarmungslos verstoßen für eine andere — und sie starb für ihn! — Deutlich begriff er den Zusammenhang. Weil er dem Geheimnis seines Doppellebens auf die Spur gekommen war, wollte Schack ihn verstummen machen. Nur zu diesem Zweck hatte er ihn an den wüsten Ort bestellt. Aber Jule wachte und starb, um ihn zu retten, starb und tötete, um ihm die Freiheit und die Heimat zurückzugewinnen. — Hatte er wirklich einmal in pharisäischem Hochmut herabgeschaut auf die arme Verirrte, der nie ein frommer Führer den rechten Weg gezeigt hatte?. Nun wuchs sie über ihn hinaus zu einer Größe, vor der er und Lisa sich in den Staub beugen mußten. Aber gewaltig über die tiefe Beschämung, die er empfand, wuchs in ihm ein scharfer Schmerz empor um die Vernichtung von solch großer Schönheit des Leibes und der Seele. — War sie denn wirklich vernichtet? Gab es keine Rettung? — Er fuhr auf. „Zu den Mühlen!" —

Da zerschnitt eine scharfe Stimme, die zum offenen Fensterflügel hereinschallte, jede Hoffnung.

(Schluß folgt.)

Zum 100. Geburtstag von Luise Otto-Peters: Relief von Prof. Adolf Lehnert an ihrem Denkmal auf dem alten Johannisfriedhof in Leipzig.

Die Mutter der deutschen Frauenbewegung.

Zum hundertsten Geburtstag von Luise Otto-Peters, der ersten deutschen Demokratin.

Von Jenny Schwabe.

Luise Otto! Auf meinem Schreibtisch steht ihr Bild seit langen Jahren, steht schmucklos, rahmenlos, so, wie ihr Wesen war, nur mit dem schwarzrotgoldenen Band der Burschenschaft behängt. Kein Schmuck, mehr ein Symbol, das ihrer Jugend heilig war. Es ist das Bild nur einer alten Frau. Doch blitzten ihre blauen Augen noch so hell und weit ausschauend wie in fernste Fernen, und in dem blonden Haar, das nur ein wenig nachgedunkelt, fand sich kein weißer Faden bis ins höchste Alter. Und ihre Seele sprach zu mir mit aller Jugendkraft. Und steht in der Erinnerung mir so frisch lebendig, wie einst sie stand in sturmbewegter Zeit, die in so vielem gleicht der Zeit von heute. Sogar die Farben hat man anerkannt. Und auch das Recht der Frau, für das sie lang gestritten in Schrift und Liedern voll Begeisterungsschwung, das sie gefordert, weil nur so Menschheitsvollendung möglich ihr erschien — fiel heut es nicht, ganz unverhofft, den deutschen Frauen in den Schoß?

So steht lebendig in der Zeit von heute die erste deutsche Frau, die sich vermaß, in Staats- und Männersachen dreinzureden — ganz öffentlich, bejubelt und gefeiert von ihren Zeitgenossen. Ob wohl die Frauen all in diesen Tagen der Erfüllung, da Frauen in der Nationalversammlung an der Verfassung des neuen Volksstaates Deutschland mitberaten dürfen, der Frau gedenken, die zuerst so mutig für Frauenrecht, für Frauenarbeit und -entwicklung eintrat?

Das Sachsenland war ihre Heimat. In der alten Fürstenstadt Meißen erblickte sie als Tochter des Gerichtsdirektors und Senators Otto als jüngste, spät geborene von vier Schwestern am 26. März 1819 das Licht der Welt. Nur langsam entwickelte sich das zarte kleine Mädchen. Aber wie wohlbehütet und in wie großer Entwicklungsfreiheit wuchs sie auf! Ein behaglich wohlhabendes und geselliges Elternhaus mit Garten und Weinberg! Eine stark poetisch veranlagte, schöne Mutter, die mit den älteren Töchtern sich fleißig im Haushalt betätigte. Ein verständnisvoller Vater, der seinen Töchtern jede erreichbare Entwicklungsmöglichkeit offen hielt. Sein wohlausgestatteter Bücherschrank war unbeschränktes Familiengut, und Luise berauschte sich, kaum daß sie lesen konnte, schon an der schwungvollen Sprache Schillerscher Dichtungen. Und für ihr ganzes Leben hat sie vorgehalten, diese starke, reine und leidenschaftlich emporflammende Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne, Große, Gute, für Freiheit, Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit für alle Erdenkinder, für Welt und Vaterland. — Früh gestaltete sich auch ihr selbst die Sprache zu Versen, in denen all ihre inneren und äußeren Erlebnisse, ihre stillen Empfindungen wie das Weltgeschehen zu lebendigem Ausdruck kam. Und früh schon gewann sie Verständnis für das Weltgeschehen vergangener Zeiten, wie der neuen Zeit, in die sie hineinwuchs. Auch hier war der Vater der Führer: Glücklich erzählte er den Seinen eines Tages, wie nun die Vormundschaft über die Frauen endlich aufgehoben sei, wie sie nun selbst ihre eigenen Herrinnen sein und beim Tode des Gatten selbst ihr Vermögen verwalten durften. Und die Mutter sagte erfreut dazu: „Das ist gut, das ist auch für die Mädchen gut!“ Es war der erste kleine Schritt zur Befreiung der Frau



Luise Otto-Peters. (Zum 100. Geburtstag.)

aus der Hörigkeit und gab der kleinen Luise das erste, vielleicht noch unklare Bewußtsein davon, daß für die Frauen neben der allgemein menschenwürdigen Freiheit noch eine besondere Freiheit zu erkämpfen einst nötig sein werde. Zunächst aber erfüllte sie ganz ihre innere „Berufung“ als Dichterin, und nicht umsonst hat sie das anspruchslose Gedicht „Berufung“ ihrer letzten Gedichtsammlung „Mein Lebensgang“ (Verlag Moritz Schäfer, Leipzig 1890) vorangestellt. Und das Buch begleitet in der Tat ihr ganzes Leben, ohne doch seinen Inhalt auszuschöpfen, was man besonders in bezug auf die Zeitgedichte lebhaft bedauern kann. —

Nur 17 Jahre alt war sie, als erstes großes Leid sie traf. Beide geliebte Eltern starben kurz nacheinander, und da die älteste Schwester, schon immer leidend, zuvor dahingegangen und die beiden anderen sich bald nach auswärts verheirateten, so stand das junge Mädchen früh schon sehr vereinsamt da, denn die Tante, die, mit ihr zusammenlebend, sie beschützen sollte, bot ihr keinerlei Halt, um so weniger, als sie auch wirtschaftlich ganz von Luise abhängig war. Aber aus dieser Vereinsamung heraus entwickelte sich gerade ihr fester, unentwegter, stets sich selbst verantwortlicher Charakter.

Eine zarte Liebe zu einem feingebildeten jungen Schriftsteller beglückte sie nur kurze Zeit — dasselbe heimtückische Leiden, das ihr die Mutter und die Schwester geraubt, das sie selber durch lange Jahre bedrohte, nahm ihn dahin. Und nun erst erkannten ihre vom Leid geschärften Augen die Aufgaben, die die Zeit ihr bot.

Sie wartete nicht, bis diese Aufgaben anpochten an ihrem nun so still gewordenen elterlichen Haus, das bis zu ihrem Tode in ihrem Besitz blieb, sondern sie ging ihnen entgegen auf kleineren und größeren selbständigen Reisen — unerhört für jene Zeit, in der fast noch keine Dame ungeleitet über die Straße, noch viel weniger ein junges Mädchen allein auf Reisen ging! Aber Luise Otto erlaubte es sich in der selbstverständlichen Sicherheit einer guten Erziehung und besang die Macht des Dampfes in einem der hübschesten und sinnigsten Gedichte, die in jener Zeit zum Lobe der ersten Eisenbahn gemacht worden sind. Aber sie erkannte auch durch diese Reisen über die sächsische Grenze hinaus die Zusammengehörigkeit der deutschen Staaten und Stämme, die Notwendigkeit ihres Zusammenschlusses zu einem großen, freiheitlich sich entwickelnden Vaterlande, in dem armselige Zustände, wie sie sie unter den Webern, den Fabrikarbeitern, den Klöppelerinnen im Hirschberger Tal wie im Erzgebirge selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, fürderhin zu den Unmöglichkeiten gehören würden! In ergreifenden Gedichten, die wohl zu den ersten sozialen Gedichten der Zeit gehören, hat sie ihrer Erschütterung über diese Zustände Ausdruck gegeben.

Nur dreiundzwanzigjährig, schrieb sie ihren ersten Roman: „Ludwig der Kellner“, der sich gegen Standesvorurteile richtete, und im Jahre darauf „Schloß und Fabrik“, der den Gegensatz zwischen der Üppigkeit im Hause der Fabrikbesitzer und dem damals wirklichen Elend der Arbeiter schilderte. „Schloß und Fabrik“ wurde von der Zensur verboten, doch infolge der mutigen Verteidigung seiner Verfasserin und kleiner Zugeständnisse wieder freigegeben und nun um so mehr gelesen. Beide Romane sind längst vergriffen. Aber unvergessen und auch in die Überlieferungen der bürgerlichen Frauenbewegung übergegangen ist ihre „Adresse eines deutschen Mädchens“ an das damalige liberale sächsische Ministerium Oberländer, in der sie, ganz allein auf sich selbst gestellt, die Organisierung der Arbeit auch für die Frauen forderte. — Und eine lange Reihe von Zeitromanen folgten noch jenen beiden ersten nach.

Eine bewegte Zeit war heraufgezogen. Geistig hervorragende Männer wollten das einige Deutschland schaffen. Wie wuchs Luise Otto in diese schwungvoll bewegte Zeit hinein! Unzählige Aufsätze in freiheitlichen Blättern gaben Kunde davon. 1847 erschienen ihre „Lieder eines deutschen Mädchens“, die sie mitten hinein in die Bewegung stellten, Aufsehen erregten und ihr die Freundschaft fast aller führenden Männer jener Tage — Robert Blum, dessen Tod sie nachmals tief erschütterte, Herwegh, Alfred Meißner, Gagern und der anderen — eintrugen. In dem stillen Meißen huldigten ihr die Arbeiter; es huldigten ihr auch die Teilnehmer am Sächsischen Sängerfest 1844, die sie mit einem schwungvollen Gedicht begrüßt hatte. Auch eine politische Frauenzeitung gründete sie mit dem Motto: „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen!“ Sie konnte sich nicht halten in der Ungunst der nachfolgenden Zeit. Viel tiefer ging ihr ein anderes Erlebnis: Sie hatte in Meißen einen demokratischen Verein gegründet, durfte ihm aber weder angehören, noch bei der öffentlichen Gründung zugegen sein, denn sie war nur eine Frau, die gesetzlich von jeder politischen Veranstaltung ausgeschlossen war! Eine neue Aufgabe stand damit schon vor der Tür. Zunächst aber erlebte Luise ihr Frauenschicksal. —

August Peters war der Sohn eines armen Webers im Erzgebirge, der sich unter größten Entbehrungen nur seine wissenschaftliche Ausbildung erwerben konnte, ein Redner von großer Macht, ein Schriftsteller von fesselndem Schwung. Auch er stand mitten in der Bewegung. Die Geister fanden sich, bald auch die Herzen. Aber er wurde in Rastatt gefangen genommen, zum Tode verurteilt, zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt! — Wie sie es trugen? Luises Gedichte „Aus der Gefängniszeit“ verraten es. Sie gehören mit zu den schönsten Liebesgedichten, die es gibt. Und während sie in Sehnsucht des gefangenen Liebsten gedachte, lebte sie selbst unter Verdächtigung und Verfolgung, doch immer bereit, für verfolgte Freunde einzustehen. Fast ihr ganzes väterliches Vermögen hat sie so dahingegeben. Damals opferte man noch ein Vermögen für eine Idee und ihre Träger! — Nach Jahren öffneten sich die Kerker. 1856 wurde August Peters frei. 1858 gründete das Paar den eigenen Herd in Freiberg in Sachsen; dann siedelte man nach Leipzig über, wo Peters die „Mitteldeutsche Volkszeitung“ gründete und Luise das Feuilleton übernahm. Ein harmonisches Zusammenwirken. Aber schon 1864 starb August Peters an den Folgen der Gefängniszeit. Und wieder war sie einsam und frei. Und wieder fand sich eine Lebensaufgabe als Heilmittel für den tiefsten Lebensschmerz: die Erweckung und Entwicklung der deutschen Frauen zu brauchbaren Staatsbürgerinnen, die sie berief, „das Haus zur Menschheit zu erweitern, den heimischen Herd zum Hochaltar der Welt, und palmentragend sei das Weib den Streitern für Licht und Recht und Freiheit zugesellt!“ (Aus dem „Genius der Menschheit“.) Mir scheint, auch der größte Gegner der Frauenbewegung, deren Entwicklung seit 1865 offen zutage liegt, kann gegen solche Grundauffassung nichts einzuwenden haben.

Geschichts-, Kulturgeschichts- und philosophische Studien daneben. Auch sie fanden ihren Niederschlag in auch heute noch sehr annehmbaren Werken; die letzten sind schon Frauenbewegungsromane, ob sie gleich in längst vergangenen Zeiten wurzeln.

Millionen Frauen wandeln heute in Luise Ottos Bahnen. Für Millionen anderer sind es noch immer „Neue Bahnen“. Möchte auch ihnen die Begründerin der deutschen Frauenbewegung Vorbild und Führerin sein — den jungen Mädchen, den Hausfrauen, den Berufsfrauen, den neuen Staatsbürgerinnen!



Gartenstadt Wandsbek: Skizze für eine Straßenbebauung von Architekt Döring. Eugen Funk, Hamburg.

Siedlung und Wohnung im neuen Deutschland.

Von Jakob Umstetter, D. W. B., Leipzig. (Hierzu fünf Abbildungen.)

II.

Neben der gesunden Entwicklung des Siedlungswesens im großen, die auf revolutionierter Grundlage unter bestimmten Voraussetzungen gewährleistet scheint, darf und wird keineswegs die einzelne Heimstätte, ihr Ausbau und ihre Einrichtung, den neuen Verhältnissen und Bedürfnissen angemessen, außer acht gelassen werden. Der Fortschritt liegt darin, daß wir abkehren vom Vielfamilienhaus und zurückkehren zum Kleinhaus, auch in städtischen Verhältnissen. Das freistehende Einfamilienhaus ist das Ideal, das in ländlicher Umgebung, schon des billigeren Bodenpreises und der größeren zugehörigen Nutzfläche wegen, die gegebene Form bilden muß. Für den vollbeschäftigten Berufsarbeiter kann die Gartenfläche, die er nebenher und gemeinsam mit seinen Familienangehörigen bequem zu bewirtschaften hat, nur von geringerem Ausmaß sein. 200 Geviertmeter genügen, wo auch der Boden einen höheren Wert darstellt. Hier mag man auf das Einfamilienhaus im Gruppen- und Reihenbau zukommen. Diese Bauart hat neben dem architektonischen Vorteil, daß geschlossene Straßen- und Platzbilder entstehen, noch den wirtschaftlichen Vorzug, daß gemeinsame Giebel immerhin eine Baukostenersparnis bedeuten und außerdem eine billigere Heizung sichern. Daneben wird man den weitergehenden Vorschlägen von Peter Behrens und H. de Fries, die auf noch dichtere Gruppierung des Kleinhauses abzielen, die nötige Beachtung schenken müssen („Vom sparsamen Bauen, ein Beitrag zur Siedlungsfrage". Verlag der Bauwelt, Berlin 1918).



Billiges Wohnzimmer des Leipziger Frauendanks. (Architekt August Nolden, D. W. B., Leipzig.)

Die Größe des Hauses richtet sich nach den jeweiligen Bedürfnissen des Siedlers. Die Anzahl der Räume muß aber gewissen Mindestforderungen entsprechen und neben einem gemeinsamen Wohnzimmer, einer Küche, einem Wirtschaftsraum und Elternschlafzimmer auch getrennte Schlafgelegenheiten für Knaben und Mädchen aufweisen. Auch die Badegelegenheit ist nicht zu vergessen, die Hauslaube versteht sich von selbst. Die sämtlichen Räume müssen nicht übermäßig groß sein; für die Größen- und Höhenabmessungen verfügen wir bereits über bewährte Erfahrungssätze, die wesentlich von denjenigen in der Mietskaserne nach unten abweichen. Die Raumbeschränkung, der Ersparnis an Baukosten wegen an sich schon notwendig, wird als solche auch weniger empfunden, wenn man sich hinsichtlich der Möbel auf das Notwendige beschränkt. Große Schränke erübrigen sich ja schon, wenn nur die im Einfamilienhaus meist sich bietenden Gelegenheiten zum Einbau von Wandschränken ausgenutzt werden. Im Zusammenhang mit der Raumgröße ist nicht zu übersehen, daß der Garten am Hause ein Aufenthalts-, Beschäftigungs- und Erholungsraum ist, mit dem sich keine „gute Stube" von noch so reichlichen Abmessungen vergleichen läßt.

Leider ist festzustellen, daß die Frage der Gartengestaltung seither in Kleinsiedlungen in der Regel nicht die Beachtung gefunden hat, die ihr zukommt, zumal da es sich hierbei um



Schlafzimmer des Frauendanks Leipzig. (Architekt Professor Quindt, D. W. B., Leipzig.) Die von der Leipziger Ortsgruppe des Frauendanks 1914 im Laufe des Kriegs veranstaltete Ausstellung Deutschen Hausrats, aus der die Bilder im letzten und in diesem Heft stammen, verfolgte das Ziel, Freude an einfachem, geschmackvollem Hausrat zu wecken und zu zeigen, daß Formenschönheit, Zweckmäßigkeit und Materialechtheit sich sehr wohl mit mäßigem Preis in Einklang bringen lassen. Auch Zahlungserleichterungen wurden Kriegsgetrauten zuteil.

eine werbende Kapitalsanlage handelt. Die Entwicklung ist keine organische, wenn sie dem Zufall und der Laune des einzelnen überlassen bleibt. Auch für den Garten ist wie beim Hausbau selbst ein bestimmter Plan für Grundriß und Aufriß vonnöten. Regellosigkeit beeinträchtigt den ästhetischen Gesamteindruck wie auch den wirtschaftlichen Ertrag. Dem zu steuern sind namhafte Gartenkünstler schon seit Jahr und Tag an der Arbeit.

Bestrebungen, wie sie z. B. Leberecht Migge mit Wort und Tat verficht — es sei hier nur auf sein „Jedermann Selbstversorger" (bei Eugen Diederichs in Jena 1918) verwiesen — müssen unbedingt erst Gemeingut werden, dann wird allenthalben auch der Gartenfachmann schon bei der Planung und mehr noch bei der Ausführung sein gewichtiges Wort mitsprechen. Diese Maßnahme und insbesondere auch die Beschaffung von Pflanzen und der Ausbau der Gärten auf genossenschaftlicher Grundlage ist lediglich ein Schritt weiter auf dem Wege, der nun einmal durch die Übertragung der Siedlungstätigkeit an die Bauvereine beschritten ist.

Nicht minder wichtig als die Gartengestaltung ist die schon angedeutete innere Ausstattung des Hauses, die in ihrer Art dem Heim erst die nötige Behaglichkeit verleiht. Was in jahrzehntelanger Arbeit dem Dürerbund und den sonstigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Volkskunst an durchschlagendem Erfolg nicht beschieden war, dem hat die Not des Krieges so ziemlich für alle Fälle zur Geltung verholfen, wo es sich darum handelt, ein junges Paar mit nach heutigen Begriffen bescheidenen Mitteln auszustatten. Es gibt einfach nicht mehr zu erschwinglichen Preisen die Prunkmöbel für die sogenannte gute Stube zu kaufen, das geschmacklose nußbaumlackierte Vertikow und den Kleidersekretär und den fürchterlichen Trumeau-Spiegel und den Regulator oder auch Freischwinger und selbst die Betten, alles mit Muschelaufsatz oder Jugendstilverzierungen. Holz, Leim, Farben, Lack, Polsterstoffe sind rar geworden und stehen wie Arbeitskraft im Preise so hoch, daß Formen, Farben und Abmessungen der neuerdings im Handel zu habenden Gebrauchsmöbel fast selbsttätig auf eine fortgeschrittene Stufe des Geschmacks gelangt sind, wie er ehedem



Küche des Frauendanks Leipzig. (Architekt August Nolden, D. W. B., Leipzig.)



Heimstättengesellschaft in Sachsen: Straßenbild aus der Siedlung Auerswalde bei Chemnitz. (Architekt Adolf Krebs, Dresden.)

(vor noch ganz kurzer Zeit) etwa nur in Dürer- und Werkbundkreisen heimisch war. Um so erfreulicher ist es, daß sich die gemeinnützige Fürsorgetätigkeit auch dieses Gebiets nicht ohne Erfolg angenommen hat. Allenthalben in deutschen Landen traten Vereinigungen auf den Plan mit der Aufgabe, Kriegsgetrauten und auch anderen jungen Eheleuten mit zum Teil erheblicher geldlicher Unterstützung aus Gemeinde- und Stiftungsmitteln zu annehmbaren Preisen gediegenen Hausrat zu beschaffen. In Fällen, in denen die Barmittel zur sofortigen Bezahlung der ganzen Einrichtung nicht ausreichen, wird dem Käufer nach Leistung einer angemessenen Anzahlung die Abtragung der Restschuld sogar in bequemen Raten gestattet. Dadurch aber tritt weder jene übermäßige Verteuerung ein, wie sie von der Gebahrung der wenig rühmlichen Abzahlungsgeschäfte her bekannt ist, noch besteht die dort übliche Gepflogenheit, daß bei nicht pünktlicher Ratenzahlung ein verklausulierter Eigentumsvorbehalt dem Gerichtsvollzieher Zugriff auf die sämtlichen erworbenen Gegenstände gestattet, selbst wenn nur noch ein geringer Rest des gesamten Kaufpreises zu decken ist. Zum Segen der Käufer und trotzdem nicht ohne die gebührenden Sicherheiten der verkaufenden Stelle ist so dem Abzahlungsgeschäft üblen Angedenkens, jenem Krebsschaden am Körper unserer Volkswirtschaft, ein wirksamer Damm entgegengesetzt, der hoffentlich für alle Zukunft auch jene berüchtigten Möbel, die etwas ganz anderes vorstellen wollen als sie in Wirklichkeit sind, vom Markte verbannt. In einer Reihe von Großstädten haben Ausstellungen von neuem Hausrat stattgefunden, wie er auf unseren Bildern zu sehen ist, und die dauernden Verkaufsausstellungen der gemeinnützigen Organisationen sind an den einzelnen Orten leicht durch die allgemeinen Kriegsfürsorgestellen zu erfragen.

Im großen ganzen zeigt sich so der Fortschritt von Siedlung und Wohnung im neuen Deutschland fast allenthalben von gemeinnützigen Vereinigungen getragen, jeweils unter weitgehender Selbstverwaltung der Beteiligten, in gewissem Sinne vergesellschaftet. Es ist dies die organische Entwicklung, die lediglich Auswüchse unterbindet, hingegen jedem redlich Schaffenden, sei er nun Künstler, Handwerker, Kaufmann, Fabrikant oder Arbeiter, auf einem der weitverzweigten Gebiete des Bau- und Wohnwesens, freie Bahn zur Entfaltung aller Kräfte bietet, zum eigenen Nutzen und zum Segen der Allgemeinheit.

Annemarie.

Eine Novelle von Will Vesper. (Schluß.)

Im Februar des darauffolgenden Jahres stand plötzlich der kleine dicke Herr Holl im Laden von Peter Stehrs Vater und bat diesen um eine Unterredung: Er habe von der großen Tüchtigkeit seines Sohnes, der ein guter Schüler sein solle, gehört und sei gekommen, ihn zu bitten, seine Tochter, die krank sei und Hilfe brauche, wenn sie nicht alles Gelernte wieder vergessen wolle ...

Sein Sohn sei selbst noch ein Schüler und kein Lehrer, sagte Peters Vater.

Das eben brauche er, sagte der andere, Mitarbeit eines Lernenden. Es sei ja ein wenig wunderlich. Aber er mache ein gutes Gebot. Und er nannte eine Summe, die bei Peters Vater jedes Bedenken verscheuchte.

Peter begriff nicht, was da geschah. Ganz betäubt stand er unter dem Steinbogen, vor dem Tor zum Garten der Holls, klingelte endlich und trat ein. Es war ein weißer, sonniger Tag, aber kalt und weißgepudert mit leichtflockigem Schnee. Von der Trauerweide wehten, wie vom Tritt eines Vogels gelöst, zarte Flocken auf Peter, als er vorüberging. Dann stand er vor Herrn Holl verlegen und ängstlich. Der kleine dicke Mann sah den aufgeschossenen stattlichen Jüngling eine ganze Weile still an. Er hat Fischaugen, mußte Peter denken, und versuchte vergebens, den respektlosen Gedanken loszuwerden. Aber auf einmal sah er erschrocken, wie die Augen sich auf eine erschütternde Art mit Tränen füllten. Und Herrn Holls Hand griff nach der seinen und schüttelte sie. „Es ist ungewöhnlich," sagte er, „aber meine Tochter ist sehr

krank. Und ihr einziger Wunsch und auch der meine ist, daß Sie sie oft, recht oft besuchen möchten. Zu unterrichten wird da nicht viel sein. Aber Sie werden ja sehen." Er führte ihn an der Hand und leise vorausschreitend in das Nebenzimmer. Da lag Annemarie in ihrem weißen Bett. Die Sonne kam durch die mit großen, schönen Eisblumen bemalten Fenster ganz golden herein und erhellte das Gemach. Annemarie hatte die Hände auf der Bettdecke liegen und hob sie ein wenig ihm entgegen. Und über ihr Gesicht ging ein Schein heller als alle Sonne; es war das Hellste im ganzen Zimmer. Gesicht und Hände waren weiß, wie aus feinem, milchigem Glas. Und jetzt floß ein Widerschein einer zarten roten Glut von innen über Stirn, Wangen und Hals und verschwand sogleich wieder. Peter ging behutsam und zögernd auf sie zu. Eine Welle von Glück und eine Welle von Trauer floß innig gemischt durch sein Herz. Annemarie reichte ihm die Hand und zog ihn auf den Sitz nieder, der neben dem Bette stand. Herr Holl hatte das Zimmer leise verlassen.

„Wie gut," sagte sie, „daß du gekommen bist."

Peter hielt verlegen ein Schulbuch in der Hand und schlug es auf. Sie drückte es zu, nahm es fort und schlüpfte dann mit ihrer Hand in die seine. Es war ihm, als schmiege sich ein kleiner gefiederter Vogel zwischen seine Finger, so zart fühlte sie sich an. Deutlich spürte er darin ihren Herzschlag. Er hob die Hand und drückte sie behutsam fest an seine Lippen. Aber dann stand er auf und wollte sich zum Kusse über sie beugen. „Nein! nein!" rief sie erschreckt, „du darfst mich nicht küssen. Versprich mir! Jetzt nicht und niemals. Aus diesen Lippen nämlich, mußt du wissen, schleicht der Tod, wenn man sie küßt. Das ist wie im Märchen. Wer mich küßt, muß sterben." Sie sagte es lächelnd und ein wenig übertrieben, als sei es ein Scherz. „So will ich sterben!" sagte er. Da wurde sie ganz ernst und sagte: „Nein! Dann darfst du nie mehr zu mir kommen." Und sie legte die Hand fest über ihren Mund. Da setzte er sich.

„Und nun machen wir einen Vertrag," sagte sie. „Und du mußt mir versprechen, ihn zu halten."

„Was du willst," sagte Peter.

„Zweierlei mußt du ganz fest wissen," sagte Annemarie. „Das eine ist so wahrhaft wie das andre. — Das eine ist: ich muß sterben, ganz bald sterben" — sie sagte das ganz ruhig und rasch. — „Nein!" rief Peter, „wer sagt das?" — „Und das zweite ist," fuhr sie fort, „daß ich dich liebe, seit ich dich zuerst gesehen habe und seither jede Stunde und jede Minute, am Tag und in der Nacht, im Schlafen und im Wachen und wo ich sein werde." — „O du Liebe," rief Peter, „bis in den Tod! — In hundert Jahren!"

„Nein, noch ehe der Frühling kommt. Aber nun der Vertrag: von dem ersten reden wir nie mehr, hörst du, nie mehr! Und von dem zweiten wollen wir jeden Tag und jede Stunde sprechen, und immer, wenn wir beisammen sind. Und dazu allein hat dich der Vater hergeholt. Ich habe es ihm damals gleich gesagt, daß ich dich liebe. Da war er noch zornig."

„Ja, warum tatest du das?" sagte Peter. „Wie gut hätten wir uns sonst schon längst oft und heimlich sehen können. Hans Brand und seine Freundin sehen sich jeden Tag im Stadtwäldchen, und niemand . . ."

„Ja siehst du," sagte sie, „ich muß immer die Wahrheit sagen. Ich mag niemand mehr anlügen in dieser kurzen Zeit. Und ich muß doch bald davon Rechenschaft geben."

„Aber damals warst du doch noch nicht krank?"

„Auch damals war ich schon lange heimlich krank. Meine Mutter starb an dieser Krankheit, als ich noch ganz klein war. Und dann — es ist so merkwürdig. Aber gerade auf jenem Fest und eben in dem Augenblick, als ich dich sah und es mir einen solchen Stich ins Herz gab, da mußte ich an Mutter denken und daß es nun mit mir bald dahin kommen müsse. Da begann beides in einem und demselben Augenblick in mir: dies Liebhaben und das andere. Und beides sagte ich dem Vater. Er ist so gut, wie du siehst. Er meinte es auch gut, als er dich fortschickte und mit mir nach Italien fuhr. Er wußte ja nicht, wie lieb ich dich hatte, und dachte nur an das andere. Aber nun für immer genug davon und jetzt — sind wir in einer dunklen Laube, und ringsum ist eine schöne Sommernacht. Der Mond scheint hell draußen auf den Gartenweg und auf die hohen Blumen, deren Farben man beinahe erraten kann. Und eine Nachtigall singt. — In Italien singen die Nachtigallen ganz unverschämt. Vater schoß einmal zum Fenster hinaus in den Baum, weil sie mich mit ihrem Singen gar nicht schlafen ließen. — Aber hier bei uns singt nur eine, und ein wenig entfernt. Und nun sage mir etwas Liebes."

Peter sah immer auf ihre zarte, gläserne Hand nieder, streichelte sie und fand keine Worte. Er war so nahe bei ihr. Und dennoch stand etwas zwischen ihm und ihr wie eine gläserne Scheibe. Ja, wie eine trennende gläserne Scheibe, dachte er. Das kommt, weil sie so vom Tode spricht, an den ich noch nie gedacht habe.

„Als ich vorhin hier allein lag und auf dich wartete," sagte Annemarie, „habe ich immer dort das Fenster angesehen mit seinen schönen weißen Blumen. Und auf einmal war ich wie unter einer gläsernen Glocke tief unten im Meer. Und rund um mich waren solch schöne, weiße, hohe Blumen, ganz hoch über mir zusammengebogen. Und da kamen Fische und schauten herein mit großen, guten, dummen Augen. Und dann kamen Nixen und Meermänner und allerlei Ungeheuer. Und zuletzt kam ein schöner Prinz, der fühlte immer an dem Glase herum, aber er konnte nicht hinein zu mir. — Und auf einmal war ich Dornröschen und lag hier in tiefem Schlaf. Und um mein Schloß war eine Dornhecke von weißen Rosen. Und ich sah und hörte doch ganz gut, was draußen vorging, und hörte den Prinzen von seinem Pferd springen, und seine Sporen klirrten auf den Treppenstufen. Aber er fand den Weg herein nicht . . . nein, noch nicht," sagte sie und sah dann lange still vor sich hin.

„Denkst du noch an den Bauernhof?" fragte Peter, „vor dem die weißen Pferde standen?"

„Ja," sagte sie eifrig, „da wohnen wir ja. Aber das weißt du noch gar nicht. Da wohnen wir schon lange miteinander. Und du bist ein tüchtiger Bauer und ich eine Bäuerin, und wir haben Kühe und weiße Pferde, und abends sitzen wir um einen großen weißen Tisch mit Knechten und Mägden. Und das Feuer brennt lustig im Ofen, und der Rauch tanzt draußen weiß in die schwarze Nacht. Hörst du?" Sie kuschelte sich ganz in seine Nähe. „Hörst du, wie der Wind heult und streitet. Aber hier bei uns ist es warm und Frieden. Und auch der Wind darf nicht herein zu mir, weil er mir weh tut. Aber das Käuzchen friert und klagt so."

Es war, als gebäre ihr von einem leichten Fieber immer durchglühtes Gehirn ein farbiges Bild nach dem anderen. Und sie lösten sich rasch ab und verwandelten sich immer eins in das andere. Ja, es war, als lebe sie nicht ein Leben, als lebe sie viele Leben auf einmal, bunt ineinander verwoben, während ihr eigenes armes Leben niederbrannte. — Oder spielte schon jene Welt in ihre Träume hinein, wo es eine Trennung nicht mehr gibt? Die Toten, sagt man, haben an allem teil und

schmausen von allem und sind hier und dort, wo es ihnen wohlgefällt und auch an zwei oder drei Orten zugleich. Sie weben an den Schicksalen der Menschen und fügen die Fäden zum bunten Teppich des Lebens. Etwas von diesem wirkte schon in Annemarie. Alle Märchenträume und alle Wirklichkeiten der Liebe und des Lebens kostete sie aus, unermüdlich, unerschöpflich und immer prächtiger blühend.

Peter, der von nun an in jeder Abendstunde vor ihrem Bett saß, war in der wunderlichsten Lage. Oft war es ihm selber, als sei all das, was Annemarie träumte und ihm vorsagte, Wirklichkeit, und er lief ganz ausgelassen und fröhlich an ihrer Seite durch die Gärten und den Märchenbauernhof, der ihr liebster Aufenthalt war, mitgerissen von ihrem Glauben und ihrer Liebe. Dann wieder sah er mit kühlerem Bewußtsein zu, und war sich der Unwirklichkeit dieses Spieles grell bewußt. Und während die Geliebte ihn in ihren Träumen durch einen schönen Sommerabend und ein wogendes Kornfeld durch Frieden und Freude führte, sah er sie blaß und fast ganz aufgezehrt von einem inneren bösen Feind vor sich, weiß in den weißen Tüchern ihres Bettes liegen, schweratmend, indessen ihre Hände immer in langsamer, ruheloser Wanderung über die Decke gingen. Dann sah er den Tod, von dem er nicht sprechen sollte, blaß aus ihren Augen schauen, und sah sie mit von Grauen angefüllten Augen an.

„Du hörst mir ja gar nicht zu," sagte Annemarie. „Du mußt jetzt immer mit deinen Gedanken nah bei mir bleiben. Später mußt du mich vergessen. Dann lebt ein anderer Peter, der weiß nichts von Annemarie. Aber ich bin immer bei dir. Es gibt nur eine Annemarie, die dich liebt und dann nichts mehr tut. Höre einmal," sagte sie nach einer Weile, „sage mir einmal ganz ehrlich, ganz fest die Wahrheit. Glaubst du, daß wir weiterleben, wenn dies Kleid" — sie hielt ihm ihre Hand hin — „ausgezogen ist?"

Darüber hatte Peter selten nachgedacht. Er war darin noch ganz Kind und glaubte, was man ihn gelehrt hatte. Aber nach einigem Nachdenken sagte er: „Ich weiß es nicht recht. Aber glaubst du denn nicht daran?"

„Ich weiß es auch nicht," sagte sie, „und ich kann auch nicht viel daran denken. Aber ich möchte dann nicht so weit fort von dir auf einen anderen Stern und in eine andere Welt. Ich will sehen, was du tust und wie du lebst. Weißt du" — sie lächelte schon wieder und wirkte an dem bunten Gewebe der Träume —, „ich will eine Schwalbe werden, die über deinem Fenster ihr Nest hat..."

Einmal lag sie in ihrem Bett und wartete auf Peter, und als er kam, hob sie sich gar nicht wie sonst ihm entgegen und jubelte, sondern lag ganz still und so selig lächelnd und barg etwas, dicht an sich gedrückt in den Kissen. „Leise, leise," sagte sie, „du lärmst so und trittst so laut auf. Unser Kindlein schläft. Daß es nicht aufwacht!" Da hatte sie ihre Puppe neben sich liegen und sah darauf nieder mit so glückstrahlendem Gesicht, wie nur eine Mutter auf ihr schlafendes Kindlein schauen kann. Peter starrte sie einen Augenblick lang an, dann stürzte er ganz fassungslos an ihrem Bett zusammen. Es war ihm, als hielte ihm eine unsichtbare Hand diesen Anblick höhnisch unter die Augen und biete ihm statt des lebendigen Lebens ein spukhaftes Abbild, statt einer Geliebten und eines Kindes eine Sterbende und eine wächserne Puppe. Er weinte laut in die Kissen, ganz haltlos, wie er noch nie gewesen. Annemarie legte ihm beide Hände auf den Kopf und blickte still und schmerzvoll auf ihn herab. Sie wußte wohl, was er meinte. Als Peter endlich aufsah, war ihr Gesicht ganz hart und groß und sah über ihn hinweg und wie durch ihn hindurch.

In den letzten Tagen des April, als schon die ersten Vögel sangen, und die Blumen eines neuen Jahres aus dem alten unermüdeten Erdreich drangen, begruben sie Annemarie Holl.

Peter war in den letzten schweren Stunden ihres Todes bei ihr gewesen. Er hatte ihre Hände gegen sein Herz gedrückt, als wollte er sie dort verankern, wenn der Husten, dieser furchtbare Kobold und Narr, in den der Tod sich ihr verwandelte, sie schüttelte. Eine Wärterin hielt ihren Kopf, und der Vater stand am Fußende ihres Bettes und litt zehnfach den Tod. So war es in Peter nicht. Er fühlte unendliches Erbarmen. Er flehte um das Ende. Und als es kam und der Vater wie nach einer letzten Geißelung zusammenstürzte, war es dem Jüngling plötzlich, als sei er uralt, und ruhig fügte er die erkaltenden Hände der Toten über der Brust zusammen, indessen die Wärterin ihr die gebrochenen Augen schloß. Und Peter sah, da lag nur noch eine Hülle, eine zerbrochene und geleerte Schale. Wohin war der immer lebendige Geist entflohen? Er blickte suchend gegen die Decke. Es war ihm, als höre er noch einmal die Stimme der Geliebten, leise fragend: „Glaubst du an die Unsterblichkeit?" Er sagte hörbar ja, erschrak dann und schwieg.

Draußen, als er durch den Garten heimging, sah er die ersten Krokus, eine Reihe gelber und weißer zerbrechlicher, schöner Kelche am Gartenweg aus dem Boden brechen. Er blieb eine Weile davor stehen und sah sie an. Die Trauerweide über der Pforte war auch schon ganz grün von zarten keimenden Blättchen. Und die Amsel, die dort irgendwo ihre Wohnung hatte, saß oben und sang. Peter sah die geblähte Kehle des kleinen Tieres von Gesang beben, sich straffen und voll Leben sich bewegen. Da erst kamen ihm die Tränen, die erlösenden, das Herz mit milden, warmen Strömen auftauenden Tränen. Er weinte lange in seine Hände. Dann, als er hinausging, und die Gartenpforte, von einer Feder geschnellt, hart hinter ihm zuschlug, war es ihm, als ginge er in ein anderes Leben und als sei ein erstes, schönes und schweres eben hinter ihm abgeschlossen und zugeschlagen.

Gedanken und Einfälle. Von Karl Diehl.

Der gerade Weg ist nicht immer der kürzeste; wer krumme Wege geht, kommt oft rascher ans Ziel.

Die schönsten, aber auch die garstigsten Träume haben wir im wachen Zustande.

Treue, die ein seidener Faden nicht hält, hält auch keine eiserne Kette.

Wir könnten es manchmal bequemer haben, wenn wir nicht so bequem wären.

Sieh dich vor, wenn dir jemand etwas schenkt, ob er dich nicht damit kaufen will.

„Non olet" sagen die Leute und verdanken ihr Geld doch nur ihrer feinen Witterung.

Der schlechte Ruf der Schwiegermutter.

Eine Untersuchung und Mahnung. Von Maria Fleischack.

Es ist wohl eine schon oft festgestellte, aber selten verstandene Tatsache, daß wohlwollende und durchaus rechtlich denkende Frauen zu einem der gefürchtetsten Wesen werden, sobald ein Schwiegersohn oder eine Schwiegertochter der Familie sich zugesellt hat. Viele junge Ehen, die alle Aussicht hatten, glücklich oder wenigstens friedlich zu werden, sind an den Einmischungen der Schwiegermütter gescheitert. Unzählige bittere Stunden und Tränen haben die Schwiegermütter jungen Frauen bereitet, und mancher Streit wäre unterblieben, der die Herzen der Ehegatten voneinander entfremdete. Aber auch den Schwiegermüttern selbst kann ihr Eingreifen verhängnisvoll werden, denn nicht allzu selten kommt es vor, daß die Gattenliebe die Mutterliebe überwiegt. Dann tritt zwischen Mutter und Kind oft eine Entfremdung ein, die von beiden Seiten gleich schmerzlich empfunden wird.

Wie ist da zu helfen?

Wenn man selbst auf dem Wege ist, Schwiegermutter zu werden, fängt man an, darüber nachzudenken, wie man den Platz in dem Herzen des eigenen Kindes behalten könne, obwohl ein Mensch da ist, der auf ungeteilte Liebe Anspruch macht. Und bei einigem Nachdenken kommt man dem Bösen, der Unfrieden säen möchte, näher und zieht den Schluß: „Das einzige Ziel soll das Glück der Kinder sein, darum muß ich versuchen, daß beide in mir die richtige Mutter sehen und mich liebhaben."

Sich selbstlos des Glückes der Kinder freuen, es ihnen nicht stören, auch wenn man selbst einmal darüber vergessen wird, nicht bitter, nicht ungeduldig werden, sondern verständnisvoll begreifen, daß Jugend zu Jugend gehört, und daß die Zeit vorbei ist, wo die Mutter die erste Rolle in dem Leben des Kindes zu spielen hatte. Das ist es, was das Mutterherz in strenger Selbstdisziplin lernen muß, wenn es sich und den Kindern Leid ersparen will. Mutter sein heißt Opfer bringen vom ersten bis zum letzten Tage.

Leicht ist solch ein Kampf mit dem eigenen, selbstsüchtigen Ich nicht, aber notwendig ist er, wenn der Frieden des eigenen und des „angeheirateten" Kindes gewahrt bleiben soll.

Wenn anders aber eine Schwiegermutter dem hinzugetretenen Sohne oder der Schwiegertochter manche schwere Stunde bereitet, so tut sie dieses in den allerseltensten Fällen in der Absicht, zu kränken oder zu verletzen. Es ist vielmehr eine uneingestandene Eifersucht, die sich nicht damit abfinden kann, daß ein fremdes Menschenkind, dessen Eigenart ihr selbst vielleicht nicht besonders sympathisch ist, dem eigenen Kinde das Nächste und Liebste sein soll. Es ist eine übergroße Liebe, die immer forscht, ob der Sohn oder die Tochter auch nichts entbehren, und die dem anderen nicht gönnt, wenn ihm oder ihr durch die Heirat das Leben verschönt wird. Das eigene Kind bleibt ihr die Hauptsache, und sie vergißt dabei, daß der andere Teil auch einer Mutter vielgeliebtes Kind ist, um dessen Glück gebangt und gesorgt wird.

Oft spricht aber auch eine gewisse, vielleicht nicht ganz unberechtigte Selbstsucht mit. Nimmt man an, daß eine vielleicht alleinstehende Mutter den Sohn mit unendlichen Mühen und Opfern soweit gebracht hat, daß er eine gute, auskömmliche Stellung einnehmen kann, dann lebt in ihr die Hoffnung auf eigene, bessere und sorglose Tage auf. Sie will diese und das Ansehen, das der Sohn sich erworben, nun auch als Lohn ihrer Mühen mit genießen. Das ist menschlich verständlich. Da bringt nun der Sohn eines Tages ein fremdes Menschenkind ihr ins Haus, das sorglos hinnimmt, was die Mutter mit tausend Opfern errungen hat, und das beansprucht, was sie ausgesät und gepflegt hat. Hier müßte sich eine verständige Frau sagen: Was ich tat, das tat ich um seinet-, nicht um meinetwillen. Manche Mutter wird sich nur schwer zu solcher Erkenntnis durchringen. Aber selbst dann wird sie der jungen Frau mit kritischem Auge folgen, ob sie den Sohn auch genügend zu schätzen weiß, ob sie ihm auch die Häuslichkeit so ordnet, wie er es liebt und von ihr aus gewohnt ist. Mit dem scharfen Blick der geübten Hausfrau wird sie in dem jungen Haushalt mancherlei finden, was eine Abänderung wünschenswert macht. Um hier einzugreifen, dazu gehört feinstes Taktgefühl, das leider nicht jeder Frau gegeben ist, vor allem aber soll die Schwiegermutter an die eigene Unerfahrenheit ihrer jungen Jahre denken, ehe sie sich tadelnde Bemerkungen erlaubt, die nur verstimmen und für die ihr niemand dankt.

Die undankbarste Handlung auf Erden ist, sich zwischen zwei Menschen zu stellen, die das innigste Band verbindet, das es überhaupt gibt: die Ehe. Jedes Einmischen, auch wenn es bester Absicht entsprungen ist, ist eine Sünde wider den Heiligen Geist, der unsichtbar über der Ehe schwebt. Jeder Mensch muß selbst lernen, glücklich zu werden mit einem anderen. Und wenn nicht alles so ist, wie es zwischen zwei Menschen, die sich angehören, sein sollte, darf niemand, auch die eigene Mutter nicht, durch Einmischungen einen Riß ans Tageslicht ziehen, vielmehr muß es jedem der Gatten überlassen bleiben, im stillen Kämmerlein darüber nachzudenken, ob und wieviel Schuld er an dem Mißklang trägt. Wohl erscheint es oft verlockend, sich als Vertraute oder als Friedensstifterin zu fühlen, aber es ist ein heißer Boden, auf dem die Selbstsucht der Schwiegermutter leicht einen bösen Streich spielen und ihr teuer zu stehen kommen kann.

Anders ist es, wenn ernste, tiefgehende Zerwürfnisse in das Eheleben treten. Da gilt es klug und fein zu untersuchen, ob und wieweit ein Eingreifen geboten ist. Handelt es sich um die eigene Tochter, dann kommt es nicht selten vor, daß die Mutter es versäumt, ihre Tochter darauf hinzuweisen, daß die Ehe nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten mit sich bringt. Die Tochter muß zur Gattin und verständnisvollen Gefährtin ihres Mannes erzogen werden, das ist selbstverständlich. Gehört aber auch weiter dazu, daß sie als solche ihre Schwiegermutter liebt? Man wird sagen, daß es Sache der Jugend sei, sich die Liebe der Älteren, der Schwiegermutter, zu erwerben. Gewiß, auch das Bemühen danach gehört zu dem, was jede Mutter ihrem Kinde zur Pflicht machen sollte. Aber wir Alten haben die Lebenserfahrung für uns, daß die Jugend neben allen guten Eigenschaften einen gesunden Egoismus besitzt, mit dem sie alles schnellstens an sich reißen möchte. Geduld ist nicht Sache der Jugend. Da heißt es denn warten und sich das Vertrauen langsam erwerben, aus dem dann die Wunderblume Liebe erwächst. Und wenn sie das erreicht hat, dann ist aus der gefürchteten Schwiegermutter die geliebte Mutter geworden, der das Glück ihrer Kinder über dem eigenen steht.



Die Stadt ohne Liebe.

Ein Märchen. Von Phantasus.

Es waren einmal — so beginnen alle Märchen — zwei Menschen, die hatten kein Herz und waren ohne Liebe. Und weil sie tausendmal ärmer waren als alle ihre Menschenbrüder und -schwestern, weil sie sich fremd fühlten unter den Frohen und Glücklichen, zogen die beiden miteinander hinaus in die weite Welt. Überall, wohin sie kamen, fanden sie Stätten, wo fröhliche Menschen wohnten. Sie wanderten über Berge mit rauschenden Wäldern, in denen die Vögel sangen. Sie zogen durch lachende Täler, in denen kristallklare Wasser dahinströmten. Ihre Wanderschaft führte sie über grünende Hügel und durch lachende Fluren, und überall, wohin sie auch den Fuß setzten, wohnten Glück und Freude und beseelte Harmonie. Die beiden Menschen aber verstanden weder die Sprache der rauschenden Wälder und der singenden Vögel, noch die der lachenden Fluren und der grünenden Hügel, noch die der glücklichen Menschen, denn sie waren ja beide ohne Herz und ohne Liebe.

So wanderten sie denn weiter, bis sie in eine poesielose, weite, kahle Ebene kamen. Graubraune Wasserläufe schlichen träge dahin, unaufhörlich Tag und Nacht fegten die Winde über das Land, denn weder Berge noch Hügel, weder Wälder noch Bäume hemmten den Lauf der wehenden Winde. Graubraun wie die Wasserläufe war auch die Farbe des Bodens, und die Pflanzen, die auf diesem Boden wuchsen, waren matt und farblos. Hier ließen sich die beiden Menschen nieder, denn diese liebeleere, unbeseelte, trostlose Landschaft war ein Spiegelbild ihres eigenen Innern.

Im Laufe der Jahre mehrten sie sich. Aus den Hütten wurde ein Dorf, aus dem Dorf die Stadt ohne Liebe. Nach dem Vorbild anderer Städte bauten sie ihre Straßen, aber kein Haus entstand in dieser Stadt, das von Liebe sprach. Während draußen in der Welt die Menschen ihre Seele, ihr Empfinden und ihre Lebensfreude auch in dem Äußeren ihrer Häuser zum Ausdruck brachten, entstanden in der Stadt ohne Liebe Haus um Haus und Straße um Straße ohne Liebe, und wer durch die Straßen wanderte, des Herz wurde kalt und freudlos. Wohl waren es Häuser mit Fenstern nach dem Vorbild anderer Städte, aber sie waren der Schönheit bar, und eintönig reihte sich ein graues Viereck an das andere, eine Fensterreihe stand trostlos über der anderen. Kein Zeichen des Behagens, kein Balkon mit lachenden Blumen, keine Veranda, kein Erker, keine Loggia unterbrach das öde, traurige Einerlei.

Und arm wie die Stadt waren ihre Bewohner. Keine Dichtkunst wuchs auf diesem trostlosen Boden, keine Malerei, kein schönes Volkslied erklang nach des Tages Arbeit, keine frohen Feste folgten auf saure Wochen. Wenn die Menschen sangen, so sangen sie nicht mit der Seele, sondern nur mit den Lippen, und wenn sie lachten, so lachte nur der Mund, weil sie kein Herz hatten. Fanden sich zwei von ihnen, so gingen sie nebeneinander im gleichen Schritt durch den grauen Alltag, aber kein Jubel zog durch ihre Seele, kein tiefes Himmelsleuchten strahlte aus ihren Augen, kein stürmisches Glücksgefühl verband die zwei Menschen zu fröhlichem Leben und Schaffen. Und wenn andere Menschen Feiertags die Wälder und Fluren mit ihrem Frohsinn füllten, so rechneten die Liebeleeren auf ihren Waldgängen bei jedem Baume seinen Nutzwert aus, und die herrlichsten Eichen sowie die ragenden Tannen fielen dem Waldwart dann zum Opfer, wenn für ihr Holz am meisten zu erzielen war. Denn die Menschen ohne Liebe wußten nicht, daß auch Bäume und Wälder eine Seele hatten, die tausendmal wertvoller war denn klingendes Gold.

Seelenlos und ohne Liebe zur Heimat lebten sie so durch die Jahrhunderte. Geschlechter folgten auf Geschlechter, und die Stadt wurde eine der größten in ihrem Vaterland. Denn ihre Lage war nicht schön, aber günstig, und immer mehr Menschen entstanden in der großen Stadt, die alle die materiellen Güter höher schätzten als die ideellen.

Einmal nun kam ein Tag, an dem durch das ganze Land ein Aufruf ging, die Bewohner sollten Männer und Frauen wählen, die Gesetze schaffen und über die Geschicke des Landes beraten sollten. Alle gingen sie hin und wählten Männer und Frauen, die voll Liebe für ihre Heimat waren und die ihr Bestes einzusetzen versprachen, damit es allen Menschen gut ginge und damit Glück und Freiheit und Wohlbefinden herrsche im ganzen Lande.

Nur die Stadt ohne Liebe entsandte Vertreter, die kein Gefühl hatten für ihre Heimat, die alles zu zerstören und niederzureißen begehrten, was ihre Väter und Mütter geschaffen hatten, die an Stelle der Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit Gewalt- und Schreckensherrschaft setzen wollten, die ihren Brüdern und dem Lande Haß und Feindschaft schworen, weil sie kein Herz und keine Liebe in sich trugen. Und weil sie nicht verstehen konnten, wie andere ihre Heimat lieben gelernt hatten mit der ganzen großen Kraft ihrer aus Freude entsprossenen Seele.

Ihr denkt wohl, diese Stadt müsse in dem kalten England liegen oder gar in Amerika? Denn in Deutschland, der Heimat der deutschen Seele, kann es doch eine solche Stadt nicht geben. In Deutschland kann es doch nicht so törichte Menschen geben, die da glauben, sie könnten das, was sie im Haß zertrümmert haben, aufbauen ohne die große schöpferische Kraft der Liebe. Sie könnten Zerstörtem wieder einen Inhalt geben, ohne Geist und ohne Seele. Oder gibt es vielleicht doch eine solche Stadt?



Erschlichene Urteile.



Von Dr. Hans Lieske.

Hat das Gericht über einen Parteihader endgültig entschieden, dann ist der mit dieser Arbeit gestiftete Segen ein zweifacher. Denn durch das Urteil wird nicht nur dem Rechte zum Sieg verholfen. Die mindestens ebenso große Lichtweite eines unanfechtbaren Urteilsspruches ruht darin, daß nun an Stelle von fortwährenden lähmenden Streitereien und Zweifeln mit einem Schlage eine klärend unumstößliche Tatsache tritt. Und derjenige, dessen Prozeß ungünstig verlief, hat, selbst wenn er noch so hart betroffen wurde, wenigstens das wertvolle Geschenk der Gewißheit in den Händen: die Zeit des Harrens und Schwankens ist dahin; jetzt heißt's, sich mit Unwiderbringlichem abfinden, unter das Gewesene einen Strich ziehen und frisch beginnen. Der Grundsatz der Unantastbarkeit rechtskräftiger Entscheidungen wird deshalb nur in wenigen besonderen Ausnahmefällen durchbrochen. Sie kurz zu betrachten, lohnt sich.

Indem man mit dem Grundsatze der Unantastbarkeit rechtskräftiger Urteile in wenigen Fällen brach, wollte man verhindern, daß der von dem Urteil Betroffene Rechtsverletzungen leiden muß, die der Entscheidung den Stempel offenkundiger Ungerechtigkeit aufdrücken. Deshalb darf jeder eine abermalige Verhandlung seines Prozesses verlangen, der zufolge eines von seinem Prozeßgegner mit Vorsatz oder aus Fahrlässigkeit geleisteten falschen Schwurs unterlegen ist. Soll das Verfahren deshalb wieder aufgenommen werden, so muß der Verletzer der Eidespflicht für sein Verbrechen bestraft worden sein. Angenommen, ein Landmann hat um 2000 Mark ein Pferd gekauft. Als er es abholen will, behauptet der Verkäufer, es seien nicht 2000 Mark, sondern 2800 Mark als Kaufpreis ausbedungen worden. Der Landmann strengt einen Prozeß an und verliert ihn, weil der Händler seine Behauptung beschwört. Hinterher wird der Verkäufer, der in der Trunkenheit mit seinem Meineid prahlte, entlarvt und bestraft. Dadurch erwächst dem Käufer das Recht, seinen Prozeß nochmals aufzurollen. Das gleiche gilt, wenn eine gefälschte Urkunde, ein falsch beeidetes Zeugnis oder ein Sachverständigengutachten die Ursache der Prozeßniederlage bildete. Wenn also ein Zeuge in einem für den Ausgang des Streits wesentlichen Punkte falsch schwor und dafür bestraft wurde, so befugt das die davon betroffene Prozeßpartei, trotz der Rechtskraft des Urteils, zu dem Verlangen abermaliger Verhandlung.

Hier weist das Gesetz übrigens eine empfindliche Lücke auf. Bekanntlich wird beispielsweise der Ehegatte einer Partei unbedingt vernommen. Sagt nun etwa ein Mann vor Gericht zugunsten seiner Frau aus, der Richter glaubt ihm und verurteilt infolgedessen den Prozeßgegner, so kann dieser hiergegen selbst dann nicht mehr ankämpfen, wenn sich nach rechtskräftig gewordenem Urteil sonnenklar herausstellt, daß der unvereidigte Zeuge die schlimmsten Lügen sprach. Diese Regelung erscheint unbillig. Warum versagt man dem Geschädigten den Kampf gegen solche Urteile, die sich auf unbeeidigte falsche Zeugnisse oder Gutachten stützen? Wird die Ungerechtigkeit und Härte des Urteils durch den unterbliebenen Zeugen- oder Sachverständigeneid geringer?

Von besonderem praktischen Interesse ist die Befugnis einer Bekämpfung der zivilrichterlichen Urteile, wenn sie auf einem später wieder durch Urteil aufgehobenen Richterspruch des Strafgerichts fußen. Gesetzt, ein Jäger sei wegen fahrlässiger Körperverletzung eines Treibers rechtskräftig verurteilt worden; später klagt der Treiber beim Zivilgericht eine lebenslängliche Rente ein. Der Jäger bestreitet zwar die Körperverletzung; das Gericht verurteilt jedoch zu der verlangten Rente, weil es den Jäger dank der Feststellungen des Strafrichters als überführt betrachtet. Ein Jahr danach stellt sich des Jägers Unschuld heraus und der Strafrechtsspruch wird aufgehoben. Infolgedessen darf der Jäger nun auch seinen Rentenprozeß von neuem betreiben.

Wer nach seiner Prozeßniederlage neue, ihm günstige Tatsachen oder Zeugen entdeckt, dem erwächst daraus — zur Widerlegung weitverbreiteter Irrtümer und vieler trügerischer Hoffnungen sei dies nachdrücklich betont — kein triftiger Wiederaufnahmegrund. Dagegen können später aufgefundene Urkunden zu einer Wiederaufnahme verhelfen, wenn sie, früher verwandt, den Prozeßausgang günstig beeinflußt hätten. Wer also zur Zahlung einer Kaufpreisschuld verurteilt worden ist und nach Jahr und Tag eine echte Quittung findet, die die Zahlung bestätigt, dem kann dieser Fund zum Retter werden. Nur versäume er die Zeit nicht, sich zu rühren. Denn alle Klagen auf Wiederaufnahme sind vor Ablauf eines Monats zu erheben, gerechnet vom Tage der Kenntnis des Anfechtungsgrundes. Damit ist das in großen Zügen vorgetragene Recht der Wiederaufnahme erschöpft, abgesehen von zwei minder bedeutungsvollen Fällen.

Für Ränke und Schliche der Parteien, die sich im Urteil widerspiegeln, bleibt daher noch reichlich Raum; erschlichene Gerichtsurteile werden von dem getäuschten Richter noch in großer Zahl gefällt, ohne daß sie angefochten werden können. Das ist bei dem menschlichen Unvermögen, uns ins Herz zu sehen, ganz unvermeidlich. Das Reichsgericht hat gelegentlich einen kühnen, vielfach befehdeten Versuch gemacht, dem offenbar zu Unrecht rechtskräftig Verurteilten zu helfen, trotz Fehlens von Wiederaufnahmegründen. Eine Ehefrau hatte auf hinterlistige Weise eine rechtskräftige Scheidung durchgesetzt und den Mann durch raffinierte Irreführung der Richter zum Alleinschuldigen erklären lassen. Der unterlegene Gatte muß nun an sich dem unschuldigen Teil Unterhalt gewähren. Hiergegen aber wendet sich der oberste Gerichtshof. An dem Bestehen des rechtskräftigen Scheidungsurteils kann natürlich nichts mehr geändert werden: die Ehe bleibt geschieden. Nur will das Reichsgericht verhüten, daß die Frau ihre Beschwindlung der Ehrichter nun noch obendrein vermögensrechtlich ausbeutet. Zwar ist die Ausnutzung unrichtiger Urteile an sich durchaus erlaubt. Verboten soll sie erst dann sein, wenn jemand ein Urteil zu Ausbeutungszwecken verwertet, das er selber zuvor unter gröbster Verhöhnung von Anstand und Sitte herbeiführte. Lügen und Leugnen durfte die Frau vor Gericht, soviel ihr genehm war und geglaubt wurde. Aber ihr Verhalten im Scheidungsprozesse bezeugte in den Augen des Reichsgerichts doch ein Maß von Hinterlist, das weit über die Aufstellung unwahrer Prozeßbehauptungen hinausging und eine unerlaubte, schadenersatzpflichtige Handlung bedeutet. Darum wurden ihr die Unterhaltsansprüche trotz ihres rechtskräftigen Urteils versagt. Die darin bekundete Absicht des Reichsgerichts, der offenbaren Niedertracht die Früchte des Betrugs vorzuenthalten, verdient ohne Zweifel Beifall; dagegen erscheint der gewählte Weg zum Ziele doch als eine recht gewaltsame Gesetzesdeutung, nicht frei von Gefahren.



Stilleben. Nach einem Gemälde von J. B. S. Chardin.

Küchenzettel aus aller Welt.

Eine geschmackvolle zoologisch-ethnologische Plauderei von Carl W. Neumann.

Der Weltkrieg hat unseren Küchenzettel gewaltig verändert. Er hat einen Strich durch die schönsten und besten Gerichte gemacht und zahlreichen anderen fremde Gesichter verliehen, so daß wir sie kaum noch als alte Bekannte begrüßen. Mit wahrhaft spartacidischer Rücksichtslosigkeit drang er ins Reich unserer Hausfrauen ein, plünderte dreiviertel ihrer Speiseschrankfächer buchstäblich aus und verhinderte mit Gewalt deren Wiederfüllung. Staubbedeckt und verschlafen stehen die Friedenskochbücher in den Regalen, einst die Propheten köstlicher Tafelfreuden, heute verfemt wie das „alte System“. Sintemalen ihr Inhalt bei biederen Leuten nur wehmütige Erinnerungen hervorruft, auf minder charakterfeste jedoch schon allein durch den hundertfach wiederholten, höchst staatsgefährlichen Ratschlag „Man nehme“ nur aufreizend wirken kann, so sollten sie endlich von Polizei wegen auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt werden.

Andererseits hat der Weltkrieg uns freilich im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit auch mit mancherlei Neuem bekannt gemacht, das wir vorher nicht schätzten. Elefanten aus zoologischen Gärten, Renntiere, Robben und Wale, Fische von allerlei Art und Gestalt, vom schlimmen Haifisch bis zur harmlosen, wissenschaftlich nicht mehr bestimmbaren „Bouillonsardine“, Schaltiere, die mit der Auster und Pfahlmuschel weder verwandt noch verschwägert sind, hat er uns als Ersatz auf den Tisch geliefert, gar nicht zu reden von all den unzähligen Aufstrich- und Zukostgenüssen der Marke Lohengrin: „Nie sollst du mich befragen.“ Und da ich ein Freund alles Neuen bin und schon immer mit Eifer die Meinung vertrat, daß dem Volk überhaupt nicht genug Zoologie einverleibt werden kann, so bin ich ein ausgesprochener Feind der Geringschätzung all dieser neuartigen, dem Tierreich entlehnten Bereicherungen des Küchenzettels. Die sogenannte Kulturmenschheit ist, wie mir scheint, noch zu fremd in der Zoologie, um auch nur im entferntesten ahnen zu können, was alles außer den üblichen Kochbuchgerichten noch schmackhaft — oder sagen wir besser: genußfähig ist in der weiten Natur.

Haeckel hat in seinen Indischen Reisebriefen sehr lustig erzählt, was alles sein singhalesischer Koch ihm an Tafelgenüssen unter der Marke der nationalen Curry and Rice-Kost zu bescheren pflegte. „Wenn Montags die Wirbeltiere durch delikaten Fisch im Körry vertreten waren, folgten Dienstags die feineren Garnelen, kleine Krebse als Typen der Gliedertiere. Wenn Mittwochs Tintenfische oder Kalmare als höchstorganisierte Vertreter der Mollusken erschienen, so wurden sie Donnerstags durch gekochte Schnecken überboten. Freitags folgte der merkwürdige Stamm der Echinodermen, durch die Eiermassen der See-Igel oder durch die zähe Lederhaut der Holothurien repräsentiert. Samstags erwartete ich nun zu den

Pflanzentieren zu kommen und entweder Medusen oder Korallen, Schwämme oder Gasträaden in der Körrytunke zu finden. Diese Zoophyten hielt jedoch unser Koch, offenbar an die älteren zoologischen Systeme sich anschließend, für Pflanzen und ersetzte sie daher durch irgendwelche fliegende Tiere; bald waren es Fledermäuse oder Vögel, bald dickleibige Nashornkäfer oder Nachtschmetterlinge. Sonntags stand natürlich eine ganz besondere Überraschung bevor; da erschien im Körry erster Klasse entweder ein indisches Huhn oder statt dessen eine fette Eidechse, bisweilen auch eine Schlange, die ich anfänglich für Aal hielt." Bei dieser nationalen Kost hat der Forscher sich nicht nur sehr wohl befunden, er war, wie er sagt, nach Verlauf eines Monats durch gastronomische Anpassung schon so sehr zum Inder geworden, daß er nach immer neuen Körryarten verlangte und den Ertrag seiner Jagdbeute zu deren Erfindung verwertete.

Wir brauchen den Boden Europas nicht erst zu verlassen, um ähnlich verlockende Tafelgenüsse zu finden. Wer auch nur einmal im Leben einen größeren italienischen Fischmarkt (z. B. in Genua oder Neapel) besucht hat, vergißt nicht die Fülle der fremdartig anmutenden Tiergestalten, die da mit aller verfügbaren Lungenkraft von geschäftigen Fischern und Händlerinnen als feinste der Delikatessen angepriesen werden. Neben Tunfischen, Katzenhaien und Rochen gibt es da namentlich massenhaft Tintenfische, verhältnismäßig kleine, aber immer noch unheimlich genug aussehende Doppelgänger jener sagenumwobenen riesigen Kraken, die einst der Schrecken der Seefahrer waren. Eins nach dem anderen der quabbligen Weichtiere greift sich der Fischer heraus aus dem Wasserfaß, schneidet geschwind mit geübten Händen den weißglänzenden Schulp (die sogen. Sepia) aus dem Rücken des Seeungeheuers, krempelt das Innerste darauf nach außen, um auch die unschmackhaften Teile der Eingeweide und den Tintenbeutel noch zu entfernen, spült das so ausgenommene Tier gründlich aus und wirft es auf seinen Verkaufstisch: „Calamari! Delicatissime Sepiole!"

Noch interessanter sieht's aus an den korbreichen Nachbarständen, wo frutti di mare, d. h. allerhand Muscheln, Schnecken, Manteltiere, Stachelhäuter usw. feilgeboten werden — kunterbunte Geschöpfe des Meeres, zum Teil von so schaudererregender Unappetitlichkeit, daß auch der nagendste Hunger uns Deutsche nur schwer zum Genuß dieser „Leckerbissen" veranlassen könnte. Man stelle sich eine verfaulte Kartoffel vor, die mit unzähligen Schalenbruchstücken, Polypen und Algen beklebt ist, denke sich daran zwei mächtige, kirschrote offene Warzen, den Mund und den After des Tieres darstellend, und man hat etwa das Bild einer kopf- und gliedmaßenlosen Aszidie vor sich, die eine Hauptrolle spielt in den Meeresfruchtkörben. Oder man denke sich lebende braune Würste in lederartigen, warzigen Därmen, stelle sich vor, daß sie bei der Berührung urplötzlich von selbst ihre lebensnotwendigen Eingeweide aus einem der beiden offenen Leibesenden herausschleudern, und man bekommt eine Vorstellung von den berühmten genießbaren Seewalzen oder Holothurien, die auch auf Haeckels ceylonischem Mittagstisch vielfache Gastrollen gaben. Vom Standpunkte des Forschers oder Naturfreundes zählt unbedingt der Besuch solcher italienischer Fischmärkte zu den verlockendsten Sehenswürdigkeiten, vom Standpunkte des Konsumenten jedoch erinnert man sich vor den mancherlei Waren nur allzu häufig der Worte des Dichters: „Schließt, Augen, euch, hier ist nicht Zeit, sich staunend zu ergötzen."

Die unappetitlichen, auf so verblüffende Weise sich selbst verstümmelnden Holothurien sind überdies auch besonders in China geschätzte Leckerbissen. In Südostasien, auf den Inseln des Stillen Ozeans und neuerdings auch im südlichen Nordamerika bilden sie als „Trepang" einen bedeutenden Ausfuhrartikel, der je nach Güte mit 2000 bis 3000 Mark für die Tonne bezahlt wird. Die etwa 30 cm langen und 12 cm dicken Stachelhäuter werden für den Transport nacheinander gekocht, gedämpft, gedörrt und geräuchert, vor dem Genuß später gründlich geschabt, und dann tagelang im Süßwasser wieder aufgequollen. „Trepang", sagt Wallace, „sieht aus wie Würste, die man gehörig im Schlamm gewälzt und im Anschluß daran durch einen rußigen Schornstein gezogen hat."

Die chinesische Küche hat ja auch sonst ihre eigene Note, gar nicht zu reden vom Küchenzettel der Armen, der Ratten- und Mäusebraten sehr häufig vorsieht und sich in der äußersten Not an den Regenwurm klammert. Rindfleisch ißt man in China nicht aus buddhistischem Vorurteil, junge Hunde und schwarze Kätzchen dagegen sind Delikatessen auch für die Reichsten, und sein geräucherter Hundeschinken ist ein begehrter Artikel. Die allerverwöhntesten Schlemmer aber kitzeln den Gaumen durch den Genuß der bekannten eßbaren Vogelnester der braunen Salangane, die dieser schwalbenartige Segler ausschließlich aus seinem gummiartig zähen, an der Luft schnell trocknenden Speichel an Felswänden erbaut, oder sie lassen sich von ihrem Leibkoch „Haifischflossen mit Meeresalgen" bereiten und trinken dazu ihren köstlichen Reiswein, der leise an Xeres erinnert.

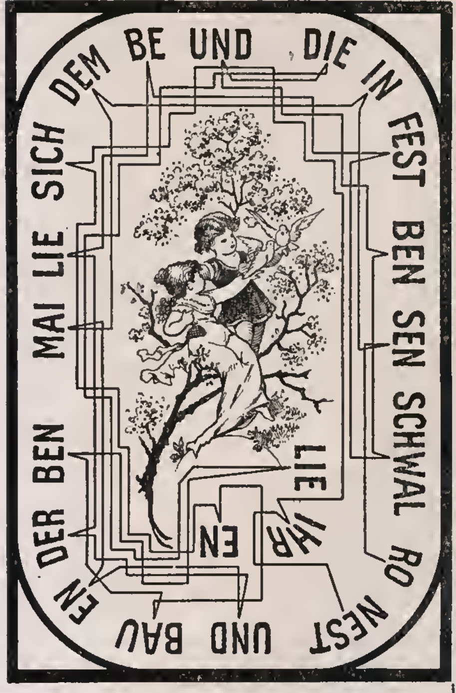
Wieder andere Nationalgerichte gibt es auf Samoa und den benachbarten Südsee-Inseln, wo u. a. im Oktober und November, genau acht Tage vor Vollmond, zu Ehren des dann in Millionen und aber Millionen aus den Korallenblöcken zu kurzer Hochzeit heraufsteigenden Palolo-Wurms große Feste gefeiert werden. Alt und jung fährt in Kähnen hinaus aufs Korallenmeer, schöpft die in Massen den Meeresspiegel bedeckenden Hinterleibsenden der Würmer (das Vorderstück haftet dauernd im Block der Korallen) mit Eimerchen ab und verzehrt sie mit großem Genuß ohne Zubereitung. Die eingeborenen Australier lassen sich allerhand große und kleine Insekten, von der Heuschrecke bis zur Ameise, vom Engerling bis zur Schmetterlingsraupe, den Vögeln gleich im Naturzustand schmecken, die asiatischen Mongolen vertilgen mit gleichem Behagen ihr Ungeziefer, und einzelne Indianerstämme im tropischen Waldgebiet Südamerikas sind gar nach Regenwurmart schon zu Erd- oder Tonessern (Geophagen) geworden, wozu sie die Sucht nach dem Salzgenuß zu verleiten scheint. Von da ist der Weg des Geschmacks dann nicht weit zu den arktischen Eskimos, die nach Nansen nicht nur die Eingeweide der Schneehühner samt ihrem ganzen abscheulichen Inhalt verschlingen, nicht nur die rohe, abgezogene Seehundshaut samt den Haaren auf der einen und dem triefenden Speck auf der anderen Seite verzehren, sondern im Notfalle auch ihre Zeltfelle oder die eigenen Hosen in Stücke zerhacken und davon Suppe kochen.

Wie wird Ihnen, meine verehrliche Leserin, vor den Abgründen solcher Geschmacksverirrung? Wenn der berühmte französische Feinschmecker Brillat-Savarin recht hätte in seiner in Reclams Univ.-Bibl. unter Nr. 1971—74 erschienenen „Physiologie des Geschmacks", daß nämlich die Entdeckung eines neuen Gerichts wichtiger sei für das Glück der Menschheit, als die Entdeckung eines neuen Gestirns, so hätte ich mir durch den Hinweis auf mancherlei Speisezettel aus aller Welt einen Orden verdient — falls es solche noch gäbe. Ich glaube jedoch, daß er unrecht hat. Auf jeden Fall dünkt es mich tröstlich, zu wissen, daß auch noch andere Völker der Erde von Dingen leben, von denen sich die Weisheit unserer wackeren Friedenskochbücher nichts träumen läßt.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Deutsch-Österreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Rätsel und Spiele

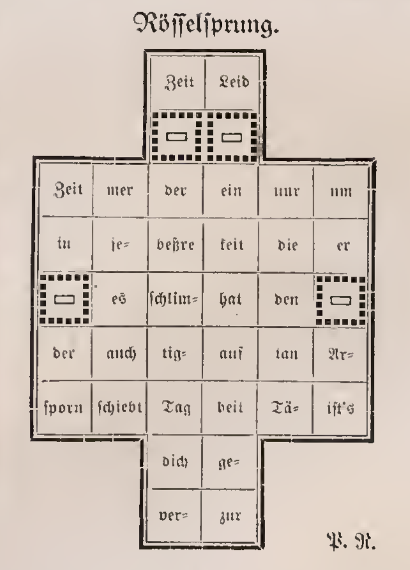
Zugrätsel.



Rechenkunststück.

Wenn zwölf als Ganzes es beträgt,
Und man ihm einen Laut absägt,
Siehst elf du an als Rest etwa?
O nein, es sind nur sechs noch da. M. F.

Rösselsprung.



		Zeit	Leid		
		▭	▭		
Zeit	mer	der	ein	nur	um
in	je=	beßre	keit	die	er
▭	es	schlim=	hat	den	▭
der	auch	tig=	auf	tan	Ar=
sporn	schiebt	Tag	beit	Tä=	ist's
		dich	ge=		
		ver=	zur		

P. R.

Steigerung.

Vier Zeichen meines Worts die Stätte nennen,
An der die deutsche Frau in Liebe schafft;
Die letzten beiden lassen uns erkennen
Ihn, dem ihr Sorgen gilt und ihre Kraft.
Mein Ganzes nennt uns eines Dichters Namen,
Der auf der Völker Stimmen froh gelauscht,
Die in des schlichten Liedes holdem Rahmen
An Ohr und Herzen uns vorüberrauscht. R. G.

Salta-Solo:

	a		b		c		d		e
f		g		h		i		k	
	l		m		n		o		p
q		r							

1. lr	16. ko	31. in	46. bg
2. gl	17. oi	32. ci	47. gl
3. lq	18. ek	33. id	48. ag
4. ag	19. ko	34. hc	49. gb
5. gl	20. dk	35. ci	50. fa
6. mg	21. ke	36. bh	51. lf
7. ga	22. pk	37. hc	52. mg
8. hm	23. kd	38. nh	53. gl
9. mg	24. ok	39. hb	54. ag
10. ch	25. kp	40. mh	55. fa
11. hm	26. io	41. hn	56. lf
12. ic	27. ok	42. gm	57. ql
13. ch	28. ni	43. mh	58. rm
14. oi	29. io	44. lg	
15. ic	30. di	45. gm	

Auflösungen der Rätsel in Heft 33.

Homonym: Mark.

Silbenverbindung: „Zitadelle".

Rätsel: Mirakel, Orakel.

Zahlenrätsel: Diesterweg, Siegen, Berlin.

	D	I	D	O	
S	I	E	G	E	N
R	E	I	H	E	R
O	S	I	R	I	S
S	T	U	N	D	E
R	E	G	I	N	A
B	R	A	H	M	S
Z	W	O	L	L	E
B	E	R	L	I	N
	G	O	L	D	



Schach.

Redigiert von J. Mieses.
Alle auf die Schach-Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die „Schach-Redaktion von Reclams Universum“ richten.

In der Zeit vom 21. bis 27. Februar fand in Berlin ein Viermeisterturnier statt, an dem sich Réti, Spielmann und die zwei russischen Meister Bogoljuboff und Selesnieff beteiligten. Die beiden letzteren haben in dem durch den Krieg unterbrochenen Turnier zu Mannheim 1914 mitgespielt und sind dann in Triberg interniert gewesen. Sie wollen vorläufig noch in Deutschland bleiben und erst dann in ihr Vaterland zurückkehren, wenn dort wieder ruhige, geordnete Verhältnisse herrschen. Das Berliner Turnier war ein glänzender Erfolg für Bogoljuboff, der von sechs Partien vier gewann und zwei remis machte. Zweiter Sieger war Selesnieff mit 3 Zählern. Er hat alle sechs Partien remis gemacht. Réti und Spielmann konnten nur 2 Zähler erreichen. — Nachstehend geben wir eine interessante Partie aus diesem Turnier.

Französische Eröffnung.

Gespielt am 23. Februar 1919.

Réti.	Bogoljuboff.
Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	e7–e6
2. d2–d4	d7–d5
3. Sb1–c3	Sg8–f6
4. Lc1–g5	Lf8–b4
5. e4×d5	Dd8×d5
6. Lg5×f6	Lb4×c3+
7. b2×c3	g7×f6
8. Sg1–f3	b7–b6
9. g2–g3	Lc8–b7
10. Lf1–g2	Dd5–c4+
11. Ke1–f1	. . .

Tarrasch spielte im Petersburger Turnier 1914 gegen Alechin 11. Ke1–d2, worauf 11. . . ., Dc4–g6 mit gutem Spiele für Schwarz folgte. Am besten ist der natürliche Zug 11. Dd1–e2.

11. . . .	Dc4–c6!

Das ist die richtige Spielweise, bei der das schwarze Spiel wohl etwas vorzuziehen ist.

12. Sf3–e1	Dc6–c4+
13. Dd1–d3	Lb7×g2+
14. Kf1×g2	. . .

Vielleicht ist es besser, mit dem Springer zu nehmen.

14. . . .	Dc4–c6+
15. f2–f3	. . .

Hier verdient entschieden Dd3–f3 den Vorzug.

15. . . .	f6–f5!

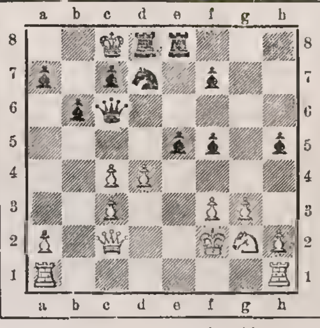
Sofortiges Sb8–d7 ist wegen Dd3–c4 zu verwerfen.

16. c3–c4	Sb8–d7
17. c2–c3	0–0–0
18. Dd3–e2	h7–h5!

Mit Recht geht Schwarz sofort zum Angriff vor: die g-Linie ist geöffnet und die weiße Bauernstellung etwas geschwächt.

19. Kg2–f2	e6–e5!
20. Se1–g2	Th8–e8
21. De2–c2	. . .

Stellung nach dem 21. Zuge von Weiß.



21. . . .	e5–e4!

Wiederum ein vortrefflicher Zug.

22. f3–f4	. . .

Auf 22. Sg2–e3 würde 22. . . ., f5–f4, 23. g3×f4, Dc6–f6, 24. Se3–g2, e4–e3+, 25. Kf2–e2, Te8–g8 zum Nachteil von Weiß die Folge sein.

22. . . .	Sd7–f6
23. Sg2–e3	Sf6–g4+
24. Kf2–e2	. . .

Nach 24. Se3×g4, h5×g4 droht e4–e3+.

24. . . .	Sg4×e3
25. Ke2×e3	Dc6×c4
26. Th1–d1	h5–h4
27. Dc2–b3	Dc4–c6
28. a2–a4	h4×g3
29. h2×g3	Te8–g8
30. Td1–g1	a7–a5
31. Ta1–c1	Tg8–g7
32. c3–c4	. . .

32. Tg1–g2 darf nicht geschehen wegen 32. . . ., Td8×d4!.

32. . . .	Dc6–d6
33. Db3–c3	Td8–g8
34. Ke3–f2	Tg7×g3

Dies ist entscheidend. Eine Abwehr dagegen gab es nicht.

35. Tg1×g3	Dd6×f4+
36. Kf2–g2	Tg8×g3+
37. Dc3×g3	Df4×c1
38. Dg3–g8+	Kc8–b7
39. Dg8×f7	Dc1–g5+
40. Kg2–f1	Dg5–f4+

Weiß gibt auf, da das weitere Vorrücken des e-Bauern tödlich wird. — Bogoljuboff hat die Partie, wie überhaupt alle Partien des Berliner Viermeisterturniers, stark und umsichtig gespielt. Die Schachwelt kann von ihm noch Großes erwarten.

Aufgabe Nr. 53 wurde richtig gelöst von C. Pauls in Fürstenau.

Schachbriefwechsel.

H. P. in Schweinfurt. Ihre Anfrage ist uns unverständlich. — **H. B. in Gera.** Wir empfehlen Ihnen die „Deutsche Schachzeitung“. Das „Handbuch des Schachspiels“ von Bilguer (im gleichen Verlage) kostet ungefähr 40 Mark.

Unsere Witzecke

Gute unpolitische Originalwitze werden angemessen bezahlt.



Maliziös.

(Zu nebenstehender Abbildung.)

Gatte, der auf die Jagd gehen will: „Essen habe ich genügend eingepackt, hoffentlich habe ich sonst nichts vergessen.“

Gattin, der er einen Hasen versprochen hat: „Vergiß nur nicht, deine Fleischkarte einzustecken!“

Pariert.

Redakteur eines Winkelblättchens: „Ihre Abhandlung ist ganz nett. Sie müssen aber so schreiben, daß jeder Idiot es verstehen kann.“

Schriftsteller: „Welche Stelle verstehen Sie denn nicht?“

Kindermund.

Das dreijährige Kriegsbrüderchen hat schon öfter gehört, daß man bei vielen Dingen, die jetzt nicht mehr zu haben sind, sagt: „Wie gut, daß ich mir das schon im Frieden angeschafft habe.“ Als nun seine Mutter keinen Regenschirm für ihn bekommen kann, meint er: „Mutti, warum hast du denn im Frieden keinen für mich gekauft?“

Die Hauptsache.

„Hat sich der Baron mit seinem Schwiegervater wieder ausgesöhnt?“

„Die Schulden hat der alte Herr bezahlt, aber die Herrschaften verkehren noch nicht miteinander.“

„Das wird sich schon noch einrichten. Wenn nur der Notenwechsel wieder aufgenommen ist.“

Kathederblüte.

Professor der Philosophie: „Mit dem ‚Verstande‘ bin ich nun fertig; in der nächsten Stunde komme ich zur ‚Vernunft‘!“

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten

Ratgeber für Reise und Erholung

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten

Bädernachrichten.

Bad Elster. Mit 15. April ist die Sommerkurzeit 1919 eröffnet worden. Quellenhallen und Bäder stehen täglich zur Verfügung, vom 1. Mai ab finden auch wieder die alltäglichen Kurkonzerte statt. Die Badeschrift wurde neu bearbeitet und steht den Lesern des Universums kostenfrei zur Verfügung.

Bad Nauheim. Am 1. April hat die Sommerkurzeit begonnen und der Kurbetrieb, der sich den Winter hindurch in kleinerem Rahmen bewegte, ist wieder in vollem Umfange aufgenommen worden. Mögen die Quellen von Nauheim allen denen, deren Gesundheit durch den Krieg gelitten hat, jetzt ihre Heilkraft ins Gedächtnis rufen und ihre Wunderkraft an der leidenden Menschheit ausüben. Im Frühjahr, in der Zeit, in der bekanntlich alle Heilkuren am wirksamsten sind, ist ein Aufenthalt in Bad Nauheim, dessen reizende Umgebung jetzt schon im Frühlingsschmuck steht, jedem, der Heilung und Erholung sucht, sehr zu empfehlen. Die Universumleser erhalten den Prospekt des Bades gratis. Bis 1./5. 1919 sind 4487 Kurgäste angekommen. Bäder wurden bis dahin 33 199 abgegeben.

Die städtische Kurverwaltung in Friedrichroda gab Kurliste 2 bekannt, wonach bis 2. Mai 1919 in Friedrichroda 249 Kurgäste und 703 Durchreisende, zusammen 952 Fremde gezählt wurden.

Bad Salzbrunn nahm am 1. Mai den vollen Kurbetrieb auf. Als ausgesprochenes Katarrhheilbad hat es besonders die diesbezüglichen Kureinrichtungen liebevoll ausgebaut: Einzel- und Rauminhalationen, pneumatische Kammer- und Einzelapparate, Gurgelhallen, Radiumemanatorium und Abhärtungstherapie. Auch Gichtiker und Zuckerkranke, Nieren- und Blasenleidende, die in immer größerer Zahl das Bad aufsuchen, finden hier alle Heilbehelfe der modernen Therapie (Elektro-Hydrotherapie, Diathermie). Der alte Ruf Bad Salzbrunns gründet sich aber vor allem auf die natürlichen Heilschätze des Ortes: den altbewährten Oberbrunnen, die Kronenquelle, Wald- und Höhenklima, reine, staubfreie Luft.

Die Badeschrift erhalten Universumleser kostenlos durch die Badedirektion.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das Universum zu beziehen.

Aus der russischen Literatur

in Reclams Universal-Bibliothek

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben.

„Die Literatur eines Volkes ist der Spiegel seines Wesens.“

Danilewskij, Gregor, Nonnenklöster in Rußland. (Dewjati Wal.) Roman. Nr. 751—55. Grundpreis geh. M. 1.25.
— Potemkin an der Donau im Jahre 1790. Erzählung. Nr. 1167/68. Grundpreis geh. 50 Pf.

Doroschenko, Peter, Wer ist es? Eine Kriminalgeschichte. Nr. 5935/35 a. Grundpreis geh. 50 Pf.

Dostojewskij, F. M., Memoiren aus einem Totenhaus. Nr. 2647—49. Grundpreis geh. 75 Pf.
— Schuld und Sühne. (Raskolnikow.) Roman. Nr. 2481—85 a. Grundpreis geh. M. 1.50.
„Wer europäisches Kulturgewissen hat, muß trachten, Dostojewskij kennen zu lernen . . Er kann bedrücken, wie Gewitterluft bedrückt, aber er entschädigt dafür durch herrliche Entladungen des souveränen Genies.“ (Otto Jul. Bierbaum.)

Garschin, W. M., Die rote Blume und andere Novellen. Nr. 4866. Grundpreis geh. 25 Pf.

Gogol, Nikolaus, Phantasien und Geschichten. Nr. 1716. 1744. 1767. 1836. Grundpreis geh. je 25 Pf.

Gorjkij, Maxim, Mein Reisegefährte und zwei and. Erzählungen. Nr. 4221. Grundpr. geh. 25 Pf.

Gorjkij, Maxim, Der Taugenichts und andere Erzählungen. Nr. 4673. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Der Vagabund und andere Erzählungen. Nr. 4271. Grundpreis geh. 25 Pf.
Wenn auch Gorjkijs persönliche Schicksale dazu beigetragen haben, das Interesse für ihn wachzurufen — erhalten wurde es nur durch seine bedeutende künstlerische Gestaltungsfähigkeit. In das Leben, Fühlen und Denken der untersten Schichten des russischen Volkes, das er in seinem wechselvollen Leben wie wenige kennen gelernt hat, geben seine Erzählungen tiefe Einblicke.

Korolenko, W., Das Meer. — In schlechter Gesellschaft. Nr. 3098. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Sibirische Novellen. Nr. 2867/68. Grundpreis geh. 50 Pf.

Lermontow, Mich. J., Gedichte. Mit Lermontows Bildnis. Nr. 3051. Grundpreis geh. 25 Pf., Bd. 60 Pf.

Polonskij, Jakow Petrowitsch, Ein ehrlicher Kauz. Erzählung. Nr. 4220. Grundpreis geh. 25 Pf.

Potapenko, J. N., Im Pfarramt. Novelle. Nr. 5565—67. Grundpreis 75 Pf.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheuere Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100% berechnet.

Versandvorschriften

für Ausweisscheine zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern.

Die Ausweisscheine können als Drucksache (50 g 5 Pf. Porto) versandt werden, dürfen aber außer der genauen Adresse des Absenders keinerlei schriftliche Bemerkungen, auch keine Unterstreichungen enthalten. Der Portoersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den letzten Ausweisschein leicht anzuheften.

Zur Bestellung ist ausschließlich die jedem zehnten Heft des Universums beigefügte Postkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine mit der Bestellung zusammen im Brief gesandt werden, ist auf richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 15 Pf., über 20 g 25 Pf.!)

Bei Geldsendungen durch Postanweisung (bis 5 M. 15 Pf. Porto) oder Postscheck (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295; Gebühr bis 25 Mk. 5 Pf.) können Bestellungen auf dem Abschnitt vermerkt werden.

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 34

vom 22. Mai 1919 gültig bis 22. Novemb. 1919 zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 6.50 Mk. zahlen, erhalten für je zehn fortlaufend numerierte, mit genauer Adresse versehene Ausweisscheine eine Nummer von Reclams Universal-Bibliothek umsonst, wenn die Bestellung auf der jedem zehnten Heft der Zeitschrift beigelegten Bestellkarte erfolgt. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind direkt an den Verlag unter Beachtung der obenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 60 Pf. sind 7½ Pf., für Sendungen über 60 Pf. bis 3 M. sind 15 Pf. für Porto und Verpackungsspesen beizufügen.

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Hier ausschneiden!

In Zuschriften an die hier vertretenen Unterrichts- und Erziehungsanstalten nehmen Sie bitte auf Reclams Universum Bezug.

Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, **empfiehlt es sich, bei Bestellung stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben.** Andernfalls muß der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern, damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch **unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine** entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem Strafporto belegt; die umstehenden **Anweisungen** sind daher **genau zu beachten.**

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Bücher des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden; je zehn Ausweisscheine werden dann zum Wert von 50 Pf. angerechnet.

Hier ausschneiden! →

Ausweisschein Nr. 34

vom 22. Mai 1919, gültig bis 22. November 1919.

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders:

....

....

....

....

Für zehn fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst

Aus der russischen Literatur in Reclams Universal-Bibliothek

Potapenko, J. N., Aus den Erzählungen eines alten Studenten. Nr. 4964/65. Grundpreis geh. 50 Pf.

Puschkin, A., Boris Godunow. Dramatisches Gedicht. Nr. 2212. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Gedichte. Nr. 3731/32. Grundpreis geh. 50 Pf., Bd 90 Pf.
— Eugen Onegin. Roman in Versen. Nr. 427/28. Grundpreis geh. 50 Pf., Bd. 90 Pf.

Mehr noch als auf seinen Prosaschöpfungen beruht Puschkins Bedeutung und Größe auf seinen epischen Dichtungen und Dramen.

Russische Dichterinnen. Ausgewählte Dichtungen. Nr. 4941. Grundpreis geh. 25 Pf., Bd. 60 Pf.

Sumbatow, Im Dienst. Nr. 3807. Grundpreis geh. 25 Pf.

Tolstoi, Graf Leo, Auferstehung. Roman. 2 Bände. Nr. 4031/32. 4041—43. Grundpreis geh. M. 1.25, in 1 Bd. M. 1.80, Lb. M. 2.70.
— Die Kosaken. Nr. 4707/8. Grundpreis geh. 50 Pf.
— Die Macht der Finsternis. Drama in 5 Aufzügen. Nr. 4133. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Volkserzählungen. Nr. 2556/57. Grundpreis geh. 50 Pf., Bd. 90 Pf, Pp. 75 Pf.
— Zwei Husaren. — Tagebuchblätter eines Marqueurs. Novellen. Nr. 4567. Grundpreis geh. 25 Pf., Bd. 60 Pf.

Mehr und anderes als ein großer Künstler war Tolstoi: einer der größten Wahrheitssucher aller Zeiten, ein Ringer um neue sittliche Ideale. Davon zeugen alle seine bedeutenden Werke.

Tschechow, A., Der Bär. Groteske in einem Aufzug. — Ein Heiratsantrag. Scherz in einem Aufzug. Nr. 4454. Grundpreis geh. 25 Pf.
— In der Dämmerung. Skizzen und Erzählungen. Nr. 2846. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Humoresken und Satiren. Nr. 5308. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Die Möwe. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nr. 4319. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Weiberregiment. — In der Verbannung. — Irrwisch. Erzählungen. Nr. 4650. Grundpreis geh. 25 Pf.

Ein begnadeter Künstler ist Tschechow, ein Meister der kleinen Novelle und Skizze. Sein Humor hat oft einen tragischen Unterton.

Turgenjeff, Iw., Dunst. Roman. Nr. 1439/40. Grundpreis geh. 50 Pf., Bd. 90 Pf.
— Die neue Generation. Roman. Nr 1331—34. Grundpreis geh. M. 1.—, Bd. M. 1.50.
— Das Gnadenbrot. Drama in 2 Aufzügen. Nr. 3746. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Ein König Lear der Steppe. Nr. 801. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Erste Liebe. Novelle. Nr. 1732. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Literatur- und Lebenserinnerungen. Nr. 2955. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Väter und Söhne. Roman. Nr. 718—20. Grundpreis geh. 75 Pf., Bd. M. 1.20, Pp. M. 1.-.

Iwan Turgenjeff muß unter den neueren russischen Schriftstellern mit an erster Stelle genannt werden. „Väter und Söhne“ und „Die neue Generation“ schildern die große Bewegung in der russischen Jugend seiner Zeit.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheure Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100% berechnet.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: Paul Lehmann, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. O. Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutsch-Oesterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I, Wollzeile 16.

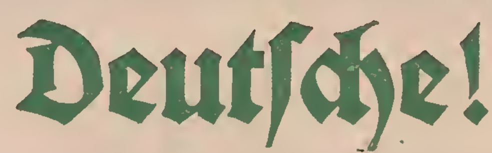
Hier ausschneiden.

Für Küche und Haus

Einfaches Verfahren, um Kohlrüben für den Frühsommer haltbar und schmackhaft zu machen. Die Kohlrüben, die uns angesichts der Kartoffelknappheit auch dieses Jahr über die Frühsommermonate noch hinweghelfen müssen, verändern erfahrungsgemäß von Anfang April ab ihren Geschmack und gehen danach leicht in Fäulnis über, weshalb man dann meist zu den wenig beliebten und mit „Drahtverhau" bezeichneten gedörrten Kohlrüben seine Zuflucht nehmen muß. Um dieses zu vermeiden, beziehungsweise etwas Abwechslung in die Kohlrübenkost zu bringen, lege man die Restbestände an frischen Kohlrüben als Rübenkraut ein und verwende sie dann wie Sauerkraut. Die Kohlrüben werden hierzu mit harter Bürste gereinigt, geschält, in Viertel oder Achtel, je nach Größe der Rübe, geteilt und auf dem Gemüse- oder Krauthobel in recht feine, dünne Streifchen gehobelt, worauf man sie, wie Sauerkraut, in hohe Steintöpfe recht fest eindrückt und Salz und einige Kümmelkörner schichtweise einstreut. Anstatt Steintöpfe kann man auch kleine Holzfäßchen, die aber gut gereinigt und geschwefelt sein müssen, verwenden. Obenauf legt man ein passendes rundes Holzbrettchen oder einen umgekehrten alten Porzellanteller und beschwert ihn mit einem Stein. Etwa 3 bis 5 Tage läßt man das auf diese Weise eingelegte Rübenkraut in der warmen Küche stehen, bis es gärt, dann erst stellt man es in den Keller oder in ein kühles Speisegewölbe. In 14 Tagen ist der Gärungsprozeß beendet und das Rübenkraut kochfertig. Man kocht es mit der sich reichlich entwickelnden Salzlake, die sehr viel wichtige Nährsalze enthält, also nicht weggeschüttet werden darf, weich, dickt es mit etwas Mehl oder geriebener roher Kartoffel ein und richtet es mit etwas Zwiebelfett an. Es ist wohlschmeckend, bekömmlich und gut sättigend und hält sich bis zum August, wo die neuen Kartoffeln erscheinen und dieses Ersatzmittel überflüssig machen. Theresia.

Gut sättigende Brandteigknödel mit Backpflaumenfülle. Fleischige Backpflaumen werden lauwarm abgewaschen und mit nur soviel kochendem Wasser übergossen, daß sie gerade davon bedeckt sind. So läßt man sie zugedeckt einige Stunden lang weichen und kocht sie dann in diesem kurzen Safte mit etwas Zucker und Zitronenschale oder Zimt in der Kochkiste weich. Man rechnet für eine Person 6 bis 8 Stück Pflaumen. Nach dem Kochen schüttet man sie zum Abtropfen auf ein Sieb. Für den Teig bringt man für 3 bis 4 Personen einen reichlichen Liter Wasser zum Kochen und schüttet unter beständigem Rühren und kräftigem Schlagen mit einer Holzkelle 300 g gesiebtes Mischmehl, das aus Kriegs-, Mais-, Gersten- und Weizenmehl, je nachdem man es hat, besteht, dazu und kocht die Masse, bis sie sich vom Rande des Kochgeschirres und vom Rührlöffel löst. Da man sehr kräftig rühren und bis auf den Boden des Topfes durchgreifen muß, damit die Masse nicht anlegt und gleichmäßig gar wird, ist es empfehlenswert, das Kochgeschirr von einer zweiten Person festhalten zu lassen. Salz gibt man nach Geschmack, Butter, Margarine oder Talg nach Vermögen an diesen Brandteig, und rührt zuletzt ein zerquirltes Ei oder ein Ei-Ersatzpulver an, läßt den Teig verkühlen und formt daraus kleine runde Klöße, die man mit je einer abgetropften Backpflaume füllt und in schwach gesalzenem Wasser noch 5 Minuten lang kochen läßt. Man hebt sie mit dem Schaumlöffel in eine erwärmte Schüssel, bestreut sie mit Zucker und Zimt oder Vanillezucker und trägt sie mit dem Kochsaft der Backpflaumen, den man mit etwas Apfelwein verlängerte und mit Kartoffelmehl sämig kochte, auf. An Stelle von Backpflaumen kann man auch abgetropfte Essigpflaumen oder auch anderes eingelegtes Kernobst verwenden. M. K.-S.

Rhabarbergemüse. Zu diesem sehr zu empfehlenden Gericht kocht man $1\frac{1}{2}$ Pfund kleingeschnittenen Rhabarber in Wasser mit einer Messerspitze voll Natron kurz ab und dann in frischem Wasser mit wenig Zucker weich. Die gleiche Menge Kartoffeln kocht man weich, zerstampft sie und mischt den Rhabarber darunter, läßt noch einigemal aufkochen und gibt in etwas Fett gebräunte Zwiebelwürfelchen und je nach Geschmack noch ein wenig Zucker dazu.



Die Ihr noch deutsch fühlt und die Liebe zum Vaterland höher stellt als den Parteihader, steht zusammen in flammendem Protest gegen den Bolschewismus, schart Euch fest um die Regierung, die Ihr selbst gewählt habt, duldet nicht, daß sie weiter durch die Hetzereien herrschsüchtiger Elemente an der Erledigung ihrer schweren Aufgaben behindert wird.

Deutsche, wie tief sind viele von Euch gesunken, die jetzt Zeit für leichtfertige Vergnügen finden. Ist es nicht eine Schmach, daß gegen Tanz und Prassereien erst Polizeiverbote erlassen werden müssen? Wißt Ihr nicht mehr, daß in Rußland wie im Tollhaus getanzt wurde, bevor der restlose Zusammenbruch kam? Jedem, der noch einen Funken Vaterlandsliebe hat, seid Ihr tief verächtlich. Recht geschieht Euch, wenn Ihr aus Euren Stellungen verdrängt werdet. Für Euch Schmarotzer ist im neuen Deutschland kein Platz!

Wir brauchen ernste Menschen, die arbeiten!

Nur die Arbeit kann uns erretten, uns vor dem Verhungern bewahren. Deutschlands Landwirtschaft ist zu klein, um unser großes Volk zu ernähren. Jetzt, nachdem sie in 4 Kriegsjahren ausgesogen wurde, kann sie es weniger als je. Die Industrie muß helfen, sie, der Deutschland in überwiegendem Maße seine frühere Weltmachtstellung verdankte.

Was will der Bolschewismus?

Die Landwirtschaft gänzlich entkräften, die Industrie vernichten, die Massen durch Not zur Raserei treiben, den völligen Zusammenbruch herbeiführen, um dann durch Raub und Plünderung sich mühelos die Taschen zu füllen. Deshalb schleudert der Bolschewismus dorthin, wo gegenwärtig der Ursprung aller Kraft liegt, in die Kohlenbergwerke, immer von neuem die lodernde Fackel des Aufruhrs! Die Streiks in den Kohlenbergwerken sind das größte Verbrechen, das je an einem Vo ke begangen wurde. Wären Kohlen vorhanden, so hätte die Landwirtschaft Stickstoffdünger für den erschöpften Boden, der niedergebrochene Verkehr würde sich erholen, Millionen fleißige Hände brauchten nicht zu feiern; Kohlen und Industrieprodukte wären Tauschobjekte, um vom Auslande Lebensmittel zu beziehen.

Deutsche, wollt Ihr Euch diesen Frevel am deutschen Wirtschaftsleben länger gefallen lassen? Arbeiter, haben die Schlagworte Eurer Verführer Eure Urteilsfähigkeit völlig ertötet? Ihr habt eine Regierung gewählt. Diese Regierung ist bestrebt, Ordnung zu wahren, Weib und Kind zu schützen. Welche Ungeheuerlichkeit ist es, daß Eure Arbeiterräte es wagen, sich gegen die von Euch selbst gewählte Regierung zu wenden und die Truppen, die nur bestimmt sind, Verbrechen zu verhindern und die Heimat gegen den im Osten andringenden Feind zu schützen, zu beschimpfen! Wer sich so verhält, nimmt Partei für die Verbrecher, stellt sich selbst auf eine Stufe mit ihnen. Gewiß, es sind Übergriffe bei den Regierungstruppen vorgekommen, aber waren diese nicht durch die unmenschliche Grausamkeit der Spartacisten aufs schwerste gereizt?

Fühlt Ihr nicht, daß Ihr mißbraucht werdet? Versucht es einmal, ehrlich gegen Euch selbst zu sein. Nimmermehr werdet Ihr, die Ihr gewohnt seid, Eure Pflicht zu tun, die Arbeiterwehr bilden. Aus arbeitsscheuem Gesindel wird sie sich zusammensetzen, das, gleich der Volksmarinedivision und dem roten Soldatenbund, nichts anderes ersehnt, als unter dem Deckmantel militärischer Zugehörigkeit auf Plünderung auszugehen. Schon ebnen sich die Bolschewisten die Wege für zukünftige verbrecherische Taten; sie fordern den Amnestieerlaß, um die der Freiheit wiedergegebenen Schwerverbrecher, Zuchthäusler und Deserteure erneut auf die Menschheit loszulassen.

Deutsche, wacht auf! Denkt an die grausigen Massenmorde in Rußland, setzt der Gewalt des bolschewistischen Terrors die Gewalt Eures guten Rechts entgegen, des Rechts, mit dem Ihr als freieste Bürger Eure Regierung gewählt habt.

Nicht um reaktionäre Ziele handelt es sich, sondern um äußersten Widerstand gegen die Vergewaltigungsversuche einer herrschsüchtigen Minderheit.

Weshalb Arbeiterwehren schaffen? Eine

Deutschwehr

wollen wir haben, in der jeder Stand, jeder ehrliche Deutsche gleiches Recht hat, in der es Parteien nicht gibt, sondern nur den einen festen Willen: Ordnung und Gerechtigkeit walten zu lassen.

Hinein in die bereits bestehenden Freiwilligen-Verbände, Ihr Deutschen, denen das Vaterland noch etwas gilt. Schützt nicht Zeitmangel vor, Ihr könnt Euch dort als Zeitfreiwillige melden und werdet nur bei dringender Gefahr gerufen.

Ihr aber, die Ihr für Euer Leben fürchtet, oder die Ihr alt und gebrechlich seid, Ihr habt die Pflicht zu geben und nochmals zu geben und koste es einen Teil Eures Vermögens. Denkt, daß ein Menschenleben sich nicht mit Geld aufwiegen läßt und daß Ihr alle mit Vernichtung bedroht seid, wenn wir dem Feind nicht stark entgegentreten.

Gewaltige Mittel sind erforderlich! In die vielen Millionen gehen die Summen, die Rußland nach Deutschland sendet, um durch Bestechung den Bolschewismus zu fördern. Auch wir können Millionen aufbringen, werden es aber tun zum Schutze Deutschlands und deutscher Art. Kommt also nicht mit spärlichen Spenden, wie Ihr sie bei Sammellisten zu geben gewohnt seid.

Manchen hat der Krieg reiche Erträge gebracht, wenn Ihr nicht viel davon gebt, wird Euch alles genommen!

Die Raubsucht des Bolschewismus schleicht um Euer Haus, Hunger und Tod klopfen an Eure Tür, schließt Euch zusammen und gebt!

Freiwillige Wirtschaftshilfe für den Ost- u. Heimatschutz („Osthilfe") E. V.

Vollbehr.

Nachstehende Bankhäuser sind bereit, Beiträge unter dem Stichwort „Osthilfe" entgegenzunehmen: Allgemeine Deutsche Creditanstalt; Bank für Handel und Industrie, Filiale Leipzig; B. Breslauer; Bruhn & Schmidt; Commerz- und Discontobank, Filiale Leipzig; Deutsche Bank, Filiale Leipzig; Dresdner Bank in Leipzig; Frege & Co.; Hammer & Schmidt; Knauth, Nachod & Kühne; Leipziger Wechselstube Hoffmann & Co.; A. Liederoth; George Meyer; Meyer & Co.; Mitteldeutsche Privatbank, Aktiengesellschaft; H. C. Plaut; Privatbank zu Gotha, Filiale Leipzig; Vetter & Co.; Leipziger Kreditbank; Tobias Schleß & Co.; Wagner & Co. Postscheckkonto Nr. 54247 „Osthilfe" beim Postscheckamt in Berlin NW 7.

Sammlung von der Reichsregierung und Preußischen Regierung am 27. Februar 1919 genehmigt.

Haussammlungen sind strengstens verboten!

Die Verfügung und Kontrolle über diese Spende liegt in den Händen einer Kommission, der u. a. angehören: der Chef des stellvertretenden Generalstabes der Armee, der Befehlshaber der Freiwilligentruppen, ein Mitglied der Preußischen Regierung, ein Mitglied des Kriegsministeriums als Verwaltungsbehörde sämtlicher Truppen.

Deutsche, die Ihr mit uns fühlt, gebt diesen Aufruf weiter, sorgt, daß er jedem Deutschen zur Kenntnis kommt!

Hauptgeschäftsstelle der „Osthilfe": Charlottenburg 5, Neue Kantstraße 18.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Neumann in Leipzig